



NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY  
LIBRARY

PRESENTED BY

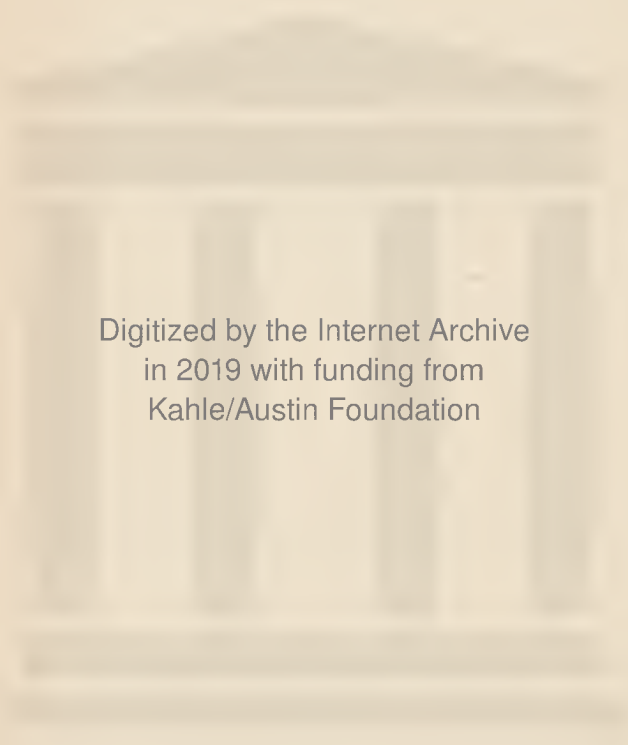
Mrs. Van Snell





*Guy de Pourtalès:*

Amor Fati · Nietzsche in Italien



Digitized by the Internet Archive  
in 2019 with funding from  
Kahle/Austin Foundation







*Sorrent*



GUY DE POURTALÈS  
A M O R F A T I  
NIETZSCHE IN ITALIEN

DEUTSCH VON HERMANN FAULER

*Amor fati: das sei von nun an  
meine Liebe! . . . Und . . . ich  
will irgendwann einmal nur  
noch ein Jasagender sein!  
Fröhliche Wissenschaft 1881/82*

---

URBAN-VERLAG · FREIBURG I. BR.

B 3317. P65

Die Zeichnung auf dem Einband ist eine Wiedergabe der Schale des Exekias „Dionysos den Griechen den Wein bringend“. Nach dem Original im Museum antiker Kleinkunst in München.

1.—5. Tausend  
1930. Printed in Germany

„Die schönsten Lebensläufe dünken mich jene, so  
sehr dem gemelnen, menschlichen Vorbilde an-  
gleichen, mit Auszeichnung zwar, jedoch ohne Wun-  
der und Verschrobenheit.“

*Montaigne: ‚Über die Erfahrung‘*

„. . . Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie  
Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob  
ihr mich gleich für einen Heiden haltet.“

*Goethe zu Kanzler v. Müller (7. 4. 1830)*

„. . . Ich glaube, höherstehende Menschen, mithin  
die Heiligen, die wirklichen Heiligen, die höher-  
stehende Menschen sind, haben auch als die der  
Liebe fähigsten Wesen zu gelten. Ja, beim Zustande-  
kommen einer großen Entdeckung, beim Zeugen  
eines großen Gedankens pflegt eine außerordent-  
liche Erregung stets Begleiterscheinung zu sein. Im  
Grunde ist das geistige Leben durch Erregbarkeit  
bedingt. Man kann unmöglich annehmen, höchste  
Geistigkeit sei nicht mit den erlesensten, den er-  
habensten Eigenschaften der Seele im Bunde.“

*Jules Soury (Gesprächsweise Bemerkung, aufgezeichnet  
von Maurice Barrès in seinen ‚Cahiers‘)*



---

AN PAUL VALÉRY

*Gestatten Sie mir, mein lieber Valéry, Ihnen diesen kleinen, unzulänglichen Essay über einen Menschen darzureichen, dessen keineswegs zweifelsfreie Größe Sie so sehr empfunden, dessen Wahn und Taumel Sie ermessen haben. Vielleicht würde es mir nicht in den Sinn gekommen sein, Ihren Namen diesen Blättern voranzustellen, hätten wir nicht unlängst bei einer zufälligen Begegnung über Genua gesprochen. Gleich Nietzsche haben Sie diese Stadt geliebt, gleich ihm als etwa Zwanzigjähriger dort einen beklemmenden innern Kampf gekämpft, demzufolge Sie darauf verzichteten, Ihren Ruhm in allzu jungen Jahren schon zu ernten, damals, als wiederum Nietzsche sich entschloß, den eigenen*

*unverzüglich zu begründen. Sie taten recht daran, zu warten, und er nicht unrecht, sich zu beeilen. Kam es doch, kaum ein Jahrzehnt nach seinem ersten genueser Winter, zu jener tief beklagenswerten turiner Jahreswende.*

*Und ferner, schrieben Sie nicht über ihn: „Ich begriff nicht, daß dieser ungestüme, weitblickende Geist nicht mit dem Unbelegbaren brach...“ Auch wir, mein lieber Valéry, haben nicht mit ihm gebrochen. Denn sobald Liebe oder Haß am Schöpfungsakte der Werke des Geistes teilnehmen, gewinnt das Unbelegbare Raum und rückt in den Brennpunkt unserer Beweisführungen. Geschieht dies auch auf Kosten ihrer Zulänglichkeit, so doch vielleicht nicht ohne ihrer Überzeugungskraft, ihrer Parteilichkeit etwas hinzuzufügen: sie werden anfechtbar, und gleichzeitig lebendig.*

*So leidenschaftlich eingestellt, habe ich meinen ‚Nietzsche‘ zu gestalten versucht. Möglicherweise überließ ich mich nur jenen „schlimmen Nützlichkeitsgefühlen“, durch die*

*er Ihnen angreifbar erscheint. Dann werden Sie mir zugute halten: meine Bilderfolge möchte bei diesem Fürsten des Gedankens einzig die ungereimte, aber unbeugsame Logik des Herzens veranschaulichen.*

*Juli 1929*

*Guy de Pourtalès*





I

EIN WANDERER  
UND SEIN SCHATTEN



---

Wer eine Liebe in sich erkalten fühlt, die er lange gehegt, verlangt nach dem Tode. Aber der Tod läßt sich selten bitten. Ach, so heißt es denn weiterleben, verwinden. Der Betroffene richtet sich auf, wartet der Wunde, so gut er kann, und flieht. „Reisen Sie“, pflegt man zu raten. Und er wird reisen, reisen und wandern mit seinem Schatten, dem „dunklen Weggefährten“. Monate oder Jahre später werden wir ihn vielleicht wieder begegnen, genesen; scheinbar genesen, denn im Grunde verwindet niemand je eine verwelkte Liebe. Er ist nicht mehr, der er war, und ist es dennoch, es sind seine Augen, ist sein Lächeln und seine Hand. Allein jene „tönende Einsamkeit“ umfängt ihn ganz, von der Johannes vom Kreuz zu sagen weiß, sie begabe die

stummen Dinge der Welt mit mannigfachen Stimmen.

Als Nietzsche im Herbst 1876 zum ersten Male italienischen Boden betrat, floh er das Vergangene, löste sich innerlich von seiner Jugend. Der Zweiunddreißigjährige, im Vollbesitze seiner Geisteskräfte, hatte soeben seinem Glücke das erste große Opfer gebracht. Er entsagte der tiefen, heimlichen Liebe, die sein Leben seit mehr als zehn Jahren aufgewühlt, gleichsam in einen hoffnungslosen geistigen Traumzustand versetzt hatte, seiner Liebe zu Cosima Wagner. Er verleugnete ihren berühmten Gatten, den „Meister“, wie alle ihn nannten, den Großen von Bayreuth, dessen Vergötterung er vor kurzem in einem dem selbstbewußten Stolze Wagners errichteten Bühnenhause mitangesehen hatte und der Nietzsche jetzt — seit jenem allzu populären Ruhme — als eine Art „Verleumder“, als simpler Komödiant erschien. Nietzsche begann seelisch von einer langen Krankheit zu gesunden, in die er Jahre hindurch verliebt gewesen, eine Krankheit, die er als kräftige

Förderung empfunden, für einen reinen Quell gehalten hatte, an dem er nun plötzlich nur groben Tuff und faulige Gewächse zu gewahren vermochte. Der junge Professor der basler Universität trat eine Erholungsreise nach Genua und Sorrent an. Seit geraumer Zeit bereits waren seine Augen ernstlich angegriffen, auch litt er an abscheulichen Migräneanfällen. Der schwächliche Intellektuelle, der seine Blicke hinter dicken, schützenden Brillengläsern, sein sanftes Lächeln hinter einem ungeheuern Schnurrbart verbarg, machte zunächst in der Welschschweiz, in Bad Bex, Station und bestieg hierauf eines Abends, Mitte Oktober, in Genf den Zug nach Italien.

Man kann sich vorstellen, was es damals bedeutete, in den engen, kleinen, kastenförmigen Wagen der ehrwürdigen P.-L.-M.-Linie zu reisen. Gesetzt und etwas schüchtern saß der junge Doktor in einem Abteil mit zwei deutschen Damen, die gleichfalls nach Genua wollten. Bald spann sich eine Unterhaltung an, die mit der jüngeren, einer Freiin Isabelle von der Pahlen, die ganze Nacht währte, und die junge Dame sollte für immer von diesem

Zwiegespräch, dem „eigenartigsten Erlebnis ihres Lebens“, berauscht und dankbar erfüllt bleiben. Nietzsche war in der Tat ein geistvoller Plauderer, wie Deutschland deren wenige hervorgebracht hat. Er war heiter, kannte sich auf allen Gebieten aus und sparte keineswegs mit dem Reichtum seines Geistes. Dabei verstand er es besser als irgend jemand, zu schweigen und die Pausen des Gesprächs durch Unausgesprochenes zu beleben. Als Reiselektüre hatte er einen Band Aphorismen von La Rochefoucauld bei sich. Welche Seiten schlug er wohl auf? Ich öffne mein eigenes Exemplar und finde folgende Stelle: „Jeder lobt sein Herz, aber niemand wagt es, seinen Geist zu loben.“ Tatsächlich; weshalb wohl? Unser Herz müssen wir hinnehmen wie es ist, wir sind sozusagen nicht verantwortlich dafür. Unsern Geist aber haben wir gebildet, daher ist etwas Bescheidenheit geboten. Wenn es nach Barrès' Ausspruch auch verlockend erscheint, mehrere Seelen zu besitzen, so ist es doch unmöglich, gleichzeitig mehrere Herzen zu haben. Sind unserer Seelen auch viele, *ein* Herz nur hält sie zusammen. Die



Seele läutert sich, spaltet sich, allein das Herz bleibt stets unteilbar und unbezähmt. Die Seele macht die Persönlichkeit, das Herz aber den Menschen aus.

Nietzsche vermeinte, viel Herz und wenig Geist zu besitzen. Späterhin wurde er anderer Ansicht. Jedoch im gegenwärtigen Augenblick dachte er weniger an sein Werk als an das Leben. Leben, was konnte es dem von Blindheit bedrohten, armen, fast unbekannten, frühzeitig geschwächten Pädagogen bedeuten, der sich Gefühlen hingab, derweil er das geistige Evangelium von Morgen in sich trug? Leben konnte ihm einzig Nachdenken, Arbeit, Schreiben bedeuten. Schreiben, das hieß, seine Gedanken darlegen, sein Herz ausschütten, in jene andere Wagschale — die der Träume — alles häufen, was das Schicksal nicht in die der Wirklichkeit gelegt hatte, und somit das Zünglein zur Gleichgewichtslage zurückzwingen: die Unzulänglichkeit des Menschenloses ausgleichen. Sein kurzsichtiger Blick verriet ein kaum merkbares Lächeln, denn dieser Ausgleich versprach, sich tragisch anzulassen: die Manuskripte, die Nietz-

sche in seinen Koffer gepackt hatte, waren Dynamit, genug, die Welt damit in die Luft zu sprengen.

Bei herrlichem Sonnenschein kam man in Genua an, und Nietzsche legte sich mit den heftigsten Kopfschmerzen sogleich zu Bett, tauchte die Augen in Nacht. Vierundvierzig Stunden waren nötig, um im Hotelzimmer bei zugezogenen Vorhängen die Kräfte wieder zu sammeln. Die Flucht ins Leben war also bereits durch die Mauern eines neuen Gefängnisses gefährdet: das Kranksein. Die Kopf- und Augenschmerzen hatten ihn die letzten Monate über derart gepeinigt, daß der Entschluß notwendig geworden war, einen einjährigen Urlaub bei den vorgesetzten Behörden in Basel nachzusuchen. Es schien besser, überhaupt nicht mehr zu leben, als dieses Martyrium fortzusetzen. Absolute Ruhe, mildes Klima, Spaziergänge, düstere Zimmer, das war es, was er nun von Italien erhoffte. Würde es ihm auch dies vorenthalten?

Er dachte nach. Was hatte er bis dahin hinter sich gebracht? Eine anstrengende Stu-

dienzeit, dann arbeitsreiche Jahre als Professor der klassischen Philologie, unterbrochen durch freiwillige Krankenpflege im Kriege, eine mehrjährige Lehrtätigkeit, mit der Erkenntnis, die Sprachwissenschaft sei Grundlage für alle Philosophie und, wie bereits Proudhon gesagt hatte, die Naturgeschichte des menschlichen Denkens. Er war an Wagner geraten und dessen einfache, in komplizierte Musik transponierte Symbole. Und er selbst, der griechische Philosoph, der stark dem Römertum zuneigte, hatte lange Zeit in Gesellschaft der präventiösen, sagenhaften Gestalten des deutschen Waldes gelebt. Er hatte seine *Geburt der Tragödie*, ein bedeutames Buch, veröffentlicht. Nietzsche lächelte: ein herrliches Buch, durch das er seiner eigenen Generation ein Versprechen ersten Ranges geworden war. Ein gefährliches, ja aufreizendes Buch (er lächelte stärker), das die guten, heilsamen, für die christliche und romantische Menschheit bestimmten Gifte im Keime enthielt. Dann hatte er vier *Unzeitgemäße Betrachtungen* herausgegeben, darunter: *Richard Wagner in Bayreuth*; die Tinte die-

ser letzten war kaum trocken. Alles das — ausgenommen das erste Buch — hatte eine breitere Öffentlichkeit noch gar nicht beschäftigt. Was lag daran! Wagner selbst vermutete wohl nicht einmal, daß dieser junge Neuling das Chinin bereitet hatte, um jenes Fieber zu bekämpfen, das er, der Tondichter, den Menschen einimpfte. Vor wenigen Wochen war Nietzsche noch in Bayreuth gewesen, jedoch um sich zu befreien. Nun war er geheilt vom Biß der alten Schlange. Tausende von anderen würde *er* künftig heilen. Süden und Römertum, so lautete das Rezept, das er sich selbst verschrieben. Hatte er doch vor einigen Tagen erst dem triumphierenden Meister, der seinerseits nach dem Süden aufgebrochen, zu schreiben gewagt: „Möge Italien für Sie immer das Land der Anfänge bleiben!“ Welcher Anfänge? und mit dreiundsechzig Jahren? Nein, Nietzsche mußte jetzt beginnen. Deutschland war ihm eine lange Schule der Bücherweisheit gewesen. Nun galt es umzulernen, abzuschütteln, sich freizumachen.

Der Mensch war vor allem nicht etwa nur eine gelehrte oder fromme Kreatur, wie man

jahrhundertlang geglaubt, sondern zunächst eine lebenatmende. An Stelle der alten Todesfurcht trat in seinem armen Hirne der Angstkomplex des modernen Menschen, nicht intensiv genug zu leben. Die Gegenwart erwies sich als Übergang von einer verfallenen zu einer neuen Moral. Daher unsere Unruhe, unsere offenbare Verwirrung. Aufgabe der Künstler hatte es künftig zu sein, den Menschen ähnliche Möglichkeiten zu hinreißen der Begeisterung zu vermitteln wie in früheren Jahrhunderten. Deshalb war es nicht unangebracht, erleuchtet durch eine mit Liebe eindringende, verstehende, vielleicht sogar mit Begeisterung erfüllte Psychologie, Rückschau zu halten auf die starken, die rätselhaften Seelen, die „*Gesichter* aus vergangenen Geschlechtern“. Gleich den Dichtern mußten wir „*Seher*“ werden, die „etwas von dem *Möglichen* erzählten!“

Ja, vor dem Kranksein selbst durfte man nicht zurückschrecken, sofern es notwendig war. Denn es gab eine Moral der Gesunden und eine Moral der Kranken. „Ein Leiden-der“, sollte Nietzsche eines Tages schreiben,

„hat auf Pessimismus *noch kein Recht!*“ Nun waren es aber in der Regel die Gesunden, die am meisten an den Tod dachten und ihn fürchteten. Das war nur logisch. Nietzsche, der während der fünfzehn Jahre seines grandiosen Schöpfungstumes Schwerkranker, unternahm es, den Sinn des Lebens zu ergründen. Dem begnadeten Künstler ist es gegeben, sein Leiden zu objektivieren, von ihm loszukommen, indem er ihm Gestalt verleiht. Der kranke Nietzsche hat dies vollbracht, indem er den Sinn des Lebens, Tolstoi, der Gesunde, indem er den Sinn des Todes zu ergründen suchte.

Eines Abends erschien Nietzsche wieder im Salon des Hotels und erbot sich, die beiden Damen durch die Straßen des alten Genua zu geleiten, das er noch nie gesehen. Allein er war nicht umsonst Schüler des Historikers Jacob Burckhardt gewesen. Nietzsche verstand es, die Architektur dieser großen Paläste glücklicher Handelsherren zu erklären, und der Wille ihrer Erbauer, sie so verschwenderisch an Raum, derart gediegen und

schön zu gestalten, nötigte ihm Staunen ab. War der Geist der Eroberer- und Beutelust dieser Aristokratie, der hier aus allem sprach, nicht ein herrlicher Ausdruck ihres machtvollen Lebenswillens? Diese Gebäude bewiesen es, jene Geschlechter hatten Sinn für das Unvergängliche besessen. Bauen hieß: ein starkes Lebensgefühl bekunden. Die Genuesen hatten *gelebt* und hatten fortleben wollen. In Bauwerken wurde „der Sieg“ des Geistes „über die Schwere“ sichtbar. Vielleicht wird durch diesen Ausspruch Nietzsches am deutlichsten, in welchem Sinne er die Materie überwunden wissen wollte.

Nietzsche war über den funkelnden Glanz der Auslagen in den offenen Kaufgewölben der Goldschmiede der Via degli Orefici entzückt, bezaubert von der Menschenmenge, und glücklich, mit den schlichten, handelsüblichen Gepflogenheiten der Wirklichkeit in nähere Berührung zu kommen. Seinem Wunsche gemäß suchte die eine der beiden Damen eine Brosche für seine Schwester aus. Hierauf verabschiedete er sich von den Baroninnen, mit jener ihm eigenen, erlesenen



Höflichkeit, die ihn als so feinfühligem, sympathischen Menschen kennzeichnet, und schiffte sich wenige Tage später nach Sorrent ein.

II

PORT-ROYAL VON SORRENT



---

In Sorrent war Nietzsche bei einem bejahrten, adeligen Fräulein zu Gast, einer Verehrerin Wagners. International, sozial und idealdenkend, zählte sie zu jenen gütigen, verständnisvollen und treuherzigen Naturen, denen man zu einer Zeit, da man noch Korsette trug und die ersten Romane von Pierre Loti las, in allen den Städten begegnen konnte, die sie als ‚Städte der Kunst und Poesie‘ bezeichneten. Malwida von Meysenbug besaß Sinn für häusliche Behaglichkeit und galt als eine Art Genius der Freundschaft. Sie hatte soeben die Villa Rubinacci für den Winter gemietet, um hier ein paar Freunde bei sich zu sehen und in Nähe der Familie Wagner zu weilen, die sich unlängst in dem nur fünf Minuten entfernten ‚Hotel Victoria‘ eingefunden.

Diese Villa Rubinacci war ein einfaches, freundliches Wohnhaus mit einem Steinplattendach und zwei seitlichen Terrassen, deren eine Aussicht auf den Golf, die Insel Ischia, Neapel und den Vesuv gewährte, die andere einen Blick auf kahle Steinmauern, Zitronen- und Orangenhaine und das nahe, felsige Gebirge. Malwida von Meysenbug wohnte im ersten Stock, ihre männlichen Gäste im Erdgeschoß. Die ersten Einsiedler dieses kleinen deutschen, von einer alten Jungfer in der Bannmeile Neapels verwirklichten Port-Royal waren drei an der Zahl: Friedrich Nietzsche, der junge Studiosus Albert Brenner und der jüdische Doktor der Philosophie Paul Rée, ein feinsinniger Denker, seit einiger Zeit bereits Freund und Bewunderer Nietzsches, der ihm diktierte und seine Manuskripte von ihm entziffern und abschreiben ließ.

Man lebte hier in einer Atmosphäre der Gelehrsamkeit und Sammlung, jeder für sich in seinem Zimmer, bei offenen Fenstern, durch die man auf Pinien und das Meer sah. Die Morgenstunden blieben der Arbeit und der

Betrachtung geweiht. Nietzsche pflegte gegen einhalb sieben Uhr früh aufzuwachen und das Tagewerk sogleich zu beginnen. Die Mittagsmahlzeit nahm man gemeinschaftlich ein. Nachmittags badete man mitunter, ging gemeinsam oder getrennt spazieren, je nach Lust und Laune des einzelnen (oftmals drei Stunden lang). Abends nach dem Essen wurde laut vorgelesen, zumeist von Rée.

Diese erste Berührung mit dem Süden erfüllte Nietzsche mit tiefer Freude, mit unendlicher Hoffnung. Er hatte nicht Kräfte genug für den Norden, die Länder der künstlichen und schwerfälligen Seelen, die beständig an „Maßregeln der Vorsicht“ arbeiteten. Aber er zweifelte nicht, Geist genug für den Süden würde er haben. Jetzt erst glaubte er frei atmen zu können und zu jener inneren Heiterkeit zurückzufinden, deren der Schaffende so notwendig bedarf. Und trotz seiner körperlichen Übel, seiner Migräne, seinem Schleimerbrechen, das ihn oft tagelang ans Zimmer fesselte, arbeitete er im Bewußtsein seiner Kraft. Um so zuversichtlicher zweifelsohne, als hundert Schritte von ihm „der Andere“

ebenfalls arbeitete, der „Meister“, der Feind. Ja, dieser altgewordene Wagner, den er zugleich liebte und haßte, dies alte „Monstrum“ jener anderen Spezies Mensch, der Siegreichen, der Freibeuter. Unabweislich voneinander angezogen, beargwöhnten die gegnerischen Freunde sich wechselseitig. Ab und zu schlenderten sie gemeinsam umher, ein jeder im Hochgefühl seines eigenen Wertes, innerlich gespannt, kampfbereit, gleichsam geladen mit ungleichnamiger Elektrizität.

Wagner hatte alles kommen sehen, was seinen einst für ihn eifernden Schüler nun gegen ihn einnahm; nämlich: Abscheu vor seinen künstlerischen Zielen, das Verwerfliche seiner Erfolge, die Sinnlichkeit seiner Verfallskunst. Der junge Gestrenge maß ihn mit kühlem, fragendem Blick, brachte den ehemaligen Atheisten von Tribschen, der seit kurzem ein Ritter Christi geworden, mit einer trockenen, tiefgründigen Bemerkung zum Schweigen. Was taugt dein Glaube, Greis? Wo sind die Waffen deines Geistes, Abtrünniger?

Eines Abends, kurz vor des Tondichters Rückreise nach Deutschland, machten Nietz-



sche und Wagner einen letzten Spaziergang. Nach so vielen anderen gemeinsamen Gängen der vergangenen sieben bis acht Jahre den letzten, allerletzten, dem keiner mehr folgen sollte. Gewiß gaben sie sich darüber beide keinem Zweifel hin, während sie an diesem schönen Spätsommerabend zunächst wortlos nebeneinander hinschritten, von Erinnerungen erfüllt, gleich Liebenden, deren Leidenschaft das denkbar äußerste Stadium erreicht hat, und die wissen, ohne es auszusprechen, daß es unmöglich ist, sie noch zu steigern. Wagner und Nietzsche gingen der Meeresküste entlang, um alsdann durch Kiefernbestände zu einer aussichtsreichen Höhe hinausteigen. Und hier, angesichts des unendlichen Meeres, sagte Wagner schließlich bedrückt: „Abschiedsstimmung.“ Hierauf, als sei nun der unvermeidliche Augenblick zu diesem Bekenntnis gekommen, sprach er von *Parsifal*. Jedoch nicht wie von einem Kunstwerk, sondern wie von einem glaubwürdigen religiösen Erlebnis. Es handelte sich nicht mehr um Musik, sondern um Reue und Buße; auch nicht mehr um eine lebenbejahende

Kunst, sondern um die Gnade eines seligen Endes und eine Absolution, die Wagner durch dies letzte Werk als Sühne für seine Sünden zu erlangen hoffte.

Die Sonne sank und verschwand am Horizont, derweil der kleine, berühmte Mann dem unscheinbaren Unbekannten, dessen intelligenter Blick ihn störte, dies alles umständlich auseinandersetzte. Was verbarg sich hinter dem plötzlichen Redeschwall? Wagners Furcht vor dem jüngsten Gericht? Seine Aussöhnung mit der Kirche, mit den frommen Mächten, die im neuen Deutschland am Ruder waren? Und weshalb nur, sann Nietzsche, entschloß er sich wohl dazu, auf den musikalisch-dichterischen Bau des Gesamtkunstwerks das Kreuz in letzter Stunde aufzupflanzen, wenn nicht darum, um durch diese Wandlung die herrschenden Mächte schließlich geneigt zu finden, es zu unterstützen? Unmöglich für Nietzsche, auf alles das zu entgegnen. Und Wagner sagte endlich nur betreten:

„Sie verstummen ja ganz, lieber Freund?“

Wahrlich, er war verstummt. Ihm blieb nur

Schweigen und später sich notieren: „Ich bin nicht imstande, irgendeine Größe anzuerkennen, welche nicht mit *Redlichkeit gegen sich* verbunden ist: Die Schauspielerei gegen sich flößt mir Ekel ein...“ Allein, hatte Wagner geschauspielert in diesem Augenblick? Zweifelsohne nicht. Er war einer Regung erlegen, die gewissen Naturen keineswegs fremd ist: plötzlich von dem Bewußtsein der Sündhaftigkeit überwältigt zu werden. Bitter empfand er das Böse, und *Parsifal*, dieser Glaubensakt, sollte ihn davon erlösen.

Standhaft und überlegen lächelte Nietzsche diesmal, als er seine hingebungsvollste Freundschaft zu Grabe trug. Keinerlei Gewissensbiß peinigte ihn, kaum ein Bedauern stellte sich darüber ein, was er freiwillig aufgab. Es galt vielmehr den neuen Wahrheiten zu leben, den verabscheuungswürdigen Kult des Leidens zu bekämpfen, diese Wollust der Erbärmlichkeit, die falschen Werte, denen Wagners Schöpferkraft huldigte.

Soll man den Kristall als zu hart bezeichnen, den kein Makel des Geistes noch des Herzens je getrübt?

Wagner und Nietzsche sollten sich nicht wiedersehen. Vielleicht hat Nietzsche Wagner nie inniger geliebt als im Augenblick ihrer Trennung. Später schrieb er: „Jener Abschied, wo man endlich sich trennt, weil die Empfindung und das Urteil nicht mehr zusammen gehen wollen, bringt uns einer Person am nächsten, und wir schlagen gewalt- sam gegen die Mauer, welche die Natur zwischen ihm und uns errichtet hat.“

Die vier Einsiedler der Villa Rubinacci setzten ihre Arbeiten, ihre Leseabende, ihre Ausflüge fort. Nacheinander nahmen sie Chamfort, Diderot, Stendhal, Michelet, Thucydides, und das Neue Testament vor. Das Evangelium des Matthäus rührte sie jedesmal wieder. „Das Neue Testament hat wohl selten Ungläubigen so viel Freude und Erbauung gegeben“, schrieb der junge Brenner seinen Eltern. Allein es handelte sich natürlich um ästhetische Wonnen. Malwida kramte eine Photographie von Lionardos ‚Abendmahl‘ aus, und Nietzsche erklärte beiläufig, er halte Christus für den „edelsten Menschen“. Wenn

er auch dessen Lehre ablehnte und einer Moral mißtraute, die des Geistes Armut pries, so zog ihn doch die Gestalt des Menschen unwiderstehlich an. Die gewinnenden Züge seines ernsten Antlitzes verfolgten ihn. Mit ihm tauchte die Erinnerung an die eigene fromme Kindheit auf, an den Vater, die Vorfahren, an alle die offenerherzigen, friedliebenden Generationen, von denen er sich gleichwohl los-sagen sollte, um der Wahrheit des Geistes die Ehre zu geben.

Ein alter Lieblingsgedanke Nietzsches, nämlich der, „eine Art Kloster für freiere Geister“ zu gründen, denen es an Stille zur Sammlung gebrach, ward oft gemeinsam erörtert. Fräulein von Meysenbug, die unlängst ihre *Memoiren einer Idealistin* veröffentlicht, die Sozialistin von 1848, die Ministerstochter, die Freunde Goethes und Humboldts gekannt, hatte entschieden die Herzen ihrer männlichen Gäste gewonnen und blieb nach Daniel Halévys Ausspruch stets „dem wahren Genius der Frau treu“. Wenn auch kein überlegener Geist, so war sie doch eine feinsinnige und mutige, in jeder Hinsicht lie-

benswerte Natur. Und sie wurde geliebt. Aber man zog sie auch auf und ließ viele ihrer Gedanken nicht gelten. Dennoch sah Nietzsche aus angeborenem Taktgefühl davon ab, ihr aus seinen inzwischen entstandenen Aufzeichnungen vorzulesen. Erlesene Geister erröten oft über ihr eigenes Denken, dessen Kühnheit sie beschämt.

Erst nachdem Rée und Brenner abgereist waren, als bereits ein linder Frühling mit seiner Blütenpracht eingezogen, gab Nietzsche seiner betagten Gastgeberin Auszüge des Manuskriptes zu lesen, an dem er arbeitete und das den seltsamen Titel trug: *Menschliches, Allzumenschliches, ein Buch für freie Geister*. „Wie milde, wie versöhnlich war Nietzsche damals noch“, schrieb Malwida, „wie sehr hielt seine gütige, liebenswürdige Natur noch dem zersetzenden Intellekt das Gleichgewicht.“

„Zersetzend“ nannte sie seinen Geist und nahm damit den Einwand so vieler anderer gegen das Werk eines der bedeutendsten Begründer eines freien, unbeschwerten Glückes vorweg, den die Menschheit hervorgebracht.

Fräulein von Meysenbug hatte unter anderem auch jene *Zehn Gebote des Freigeistes* gelesen, die Nietzsche sich aufgezeichnet:

„Du sollst Völker weder lieben noch hassen.  
Du sollst keine Politik treiben.

Du sollst nicht reich und auch kein Bettler sein.

Du sollst den Berühmten und Einflußreichen aus dem Wege gehen.

Du sollst dein Weib aus einem anderen Volke als dem eigenen nehmen.

Du sollst deine Kinder durch deine Freunde erziehen lassen.

Du sollst dich keiner Zeremonie der Kirche unterwerfen.

Du sollst ein Vergehen nicht bereuen, sondern stattdessen eine Guttat mehr tun.

Du sollst die Wahrheit denken, aber sie nur den Freunden sagen.

Du sollst die Welt gewähren lassen.“

Malwida „bat ihn herzlich, diese Sachen noch ruhen zu lassen, um sie nach längerer Zeit wieder durchzusehen, ehe er sie in den Druck gäbe“.



Allein Nietzsche lächelte nur, denn wie alle Autoren sah er sein Buch bereits in die Welt hinausgehen, sich Leser werben, die Menschen entzünden, erschrecken oder beglücken. Er sah es wirken, Gedanken und Taten erzeugen, dem Leben anderer bedeutsam werden, an allem Anteil haben, was dank ihm geschehen und so zu einer Bewegung werden würde. Von allen Gedanken, die er sich unter der mächtigen Pinie der Villa Rubinacci aufgezeichnet, blieb ihm der besonders teuer: „Erwägt man ... daß jede Handlung eines Menschen ... auf irgendeine Art Anlaß zu anderen Handlungen, Entschlüssen, Gedanken wird, daß alles, was geschieht, unlösbar fest sich mit allem, was geschehen wird, verknüpft, so erkennt man die wirkliche *Unsterblichkeit*, die es gibt, die der Bewegung: was einmal bewegt hat, ist in dem Gesamtverbande alles Seienden, wie in einem Bernsteine ein Insekt, eingeschlossen und verewigt.“

Die erste Ausgabe von „Menschliches, Allzumenschliches“ wurde Voltaire, zur „Feier des hundertjährigen Todestages“, gewidmet; ein „Denkmal“ war sie gleichzeitig für Nietz-



sches erste große geistige Befreiungskrise. „Fast jeder Satz darin drückt einen Sieg aus“, schrieb er später. Einen Sieg über den romantischen Geist, allen „höheren Schwindel“, pathetische „Attitüden“, über den „Idealismus“, dies schwarze Schaf Nietzsches. Jeder Irrtum war hier ruhig abgewogen, nicht etwa widerlegt, sondern „gelassen aufs Eis gelegt“ worden. Als das Werk im Druck erschienen, sandte der Verfasser zwei Exemplare nach Bayreuth. Die Sendung kreuzte sich mit einem Exemplar des Parsifal-Textes, das die Widmung trug: „Seinem teuren Freunde Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Kirchenrat.“ Nietzsche fuhr auf. Welche Herausforderung! Es klang wie das Schwerterkreuzen Hundings und Siegmunds im Gewölk Walhalls, bedeutete Zweikampf mit Wotan und war das vorverkündende Zeichen vom Sterben der falschen Götter.



III.

VENEZIANISCHE KLÄNGE



---

Nietzsche sah Italien erst nach drei Jahren wieder, und zwar im März 1880; erneut als ein Wandernder, von anderen Schatten begleitet, weit kränker noch, und als abgeklärterer, herberer Geist. Diese drei Jahre hatten das Haar des nunmehr Sechsenddreißigjährigen an den Schläfen gebleicht, seine Körperhaltung gebeugt und all sein Hab und Gut etwas weniger noch weltlichem Streben verbunden. (Ich schreibe absichtlich ‚Hab und Gut‘, bei einem, der wahrlich keine Glücksgüter besaß). Auf seine Lehrtätigkeit hatte er für immer verzichtet. Auf Grund einer kärglichen basler Universitätspension war er nun unabhängig — und auch verlassen. Er hatte unendliche körperliche Leiden hinter sich, viel nachgedacht, gearbeitet und konnte Fräu-

lein von Meysenbug mit Recht schreiben:  
„Was Qual und Entsagung betrifft, so darf  
sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem  
jedes Asketen irgendeiner Zeit messen; trotz-  
dem habe ich diesen Jahren viel zur Läute-  
rung und Glättung der Seele abgewonnen —  
und brauche weder Religion noch Kunst  
mehr dazu. (Sie merken, daß ich stolz darauf  
bin; in der Tat, die völlige Verlassenheit hat  
mich erst meine eigenen Hilfsquellen ent-  
decken lassen.)“

Venedig gilt als Stätte der Liebenden. Für  
Wagner war es die der Geburt seines *Tri-  
stan* gewesen, jener schmerzhaften Frucht  
seines Bruches mit Mathilde Wesendonck.  
Für Nietzsche wurde es der vielgepriesene  
Ort seiner Genesung; keineswegs eine ‚Kunst-  
stadt‘, eine ‚Stätte der Schönheit‘, noch wie  
für so viele andere ein willkommener Anlaß  
zu literarischem Gewäsch von Sonnenunter-  
gängen, oder eine rotgelbe Symphonie stehen-  
der Gewässer, die von Casanovas galanten  
Abenteuern berichten. Jenem Nietzsche, der  
dem Bagno des Pädagogiums entronnen war,  
bedeutete Venedig einzig eine köstliche Stätte

der Stille und ungestörter Betrachtung. „Hundert tiefe Einsamkeiten bilden zusammen die Stadt Venedig...“, lautet eine Aufzeichnung jener Zeit. Für ihn gab es hier keine Kirchen, keine Tiepolos, Tintoretts, Dogen, noch kleine erotische Erlebnisse im Sinne Stendhals, noch Manteldiebe und Karnevalsfeite im Kostüm des achtzehnten Jahrhunderts. Der Künstler Nietzsche war nur durch Freude an Gedanken zu erregen, die es galt in die Musik der Worte umzuschmelzen. (Im Grunde war er weder dem Vergnügen noch Frauen feindlich gesinnt). Nie besuchte er Kunstsammlungen, diese Totenkammern der Träume und verblichenen Strebens. Er liebte einzig das Leben. Er opferte sich dem Glücke der Menschen, die er seiner schlechten Augen wegen mit dem Ellbogen anstieß und denen er die geistige Rechtfertigung ihres instinktiven Lebensdranges bringen wollte. Er hoffte, sie dadurch freier, bewußter, fröhlicher zu machen; es sollte mehr Menschen und weniger Sklaven geben. Sie sollten von ihren Götzen befreit und sich selbst zurückgegeben werden. Abfallen mußte von ihnen die fal-

sche Moral und gesellschaftliche Vorurteile. „Wir Immoralisten!“ wir anderen ... erklärte er mit herbem Stolz. Wie oft hat man dem Keuschen, dem Abstinenten diesen Ausspruch vorgeworfen, ihm, der außerdem zu arm war, sich am Alkohol oder an Frauen schadlos zu halten!

In dem alten, an den Fondamente Nuove gelegenen Barockpalast Berlendis mietete Nietzsche ein großes Zimmer „mit schönem Marmor“. Von hier bis zum Markusplatz hatte er ungefähr zwanzig Minuten durch stille, staubfreie, sonnenlose Gäßchen zu gehen. Venedigs Schattenreichtum war seinen Augen und Kopfnerven äußerst wohltuend; auf die Dauer eine solche Wonne, daß die *Morgenröte*, das Buch, an dem er arbeitete, zunächst *Ombra di Venezia* heißen sollte. Nietzsches Tageseinteilung war streng geregelt: Arbeit von sieben oder acht Uhr morgens an, dann Spazierengehen, anschließend eine frugale Mahlzeit. Um zweieinviertel Uhr erschien der teuerste der so wenigen Freunde, er, der ihn auf Venedig hingewiesen und Nietzsche zeitlebens treu ergeben blieb: Peter Gast. Mit sei-



nem bürgerlichen Namen hieß er Heinrich Köselitz, war der Sohn eines preußischen Gutsbesitzers, studierte jedoch Musik. In jungen Jahren nach Basel gekommen, wo er Nietzsches Schüler wurde, widmete er sich später der Komposition, ohne indessen je Bedeutendes zu schaffen. Lange Zeit blieb Nietzsche sein einziger Bewunderer. Wer Nietzsche liebt und kennt, dem ist auch Peter Gast nicht unbekannt. Er war der Pylades dieses Orest, nannte ihn Sie und verehrte ihn, wie Nietzsche seinerseits den Freund.

*„Wie viele Tränen opferte ich euerem Unglück?“*

Und wieviel Zeit hat dieser Gast den Werken Nietzsches geopfert! Der Freund diktierte ihm, Gast schrieb seine Notizen und Manuskripte ins reine, war stets um seine fragwürdige Gesundheit besorgt, taktvoll und tief verschwiegen, immerzu bedacht, der argwöhnischen Sinnesart Nietzsches nicht zuzusetzen und diesem leicht erregbaren Geiste nie zur Last zu fallen. „Wenn mein Leben irgendwie einen schönen Sinn bekommen kann, so ist's durch das tätige Interesse an

Nietzsches Wohl“, schrieb er einst. Wahrlich, nur dadurch bekam es diesen Sinn.

Um zweieinviertel Uhr also erschien Gast bei Nietzsche. Fünf Viertelstunden wurde diktiert, man unterhielt sich, Gast las vor. Anschließend arbeitete Nietzsche wieder bis gegen siebeneinhalb Uhr, um welche Zeit Gast abermals vorsprach, um gemeinsam mit dem Freunde das Abendbrot einzunehmen. Oft bestand es nur aus gesottenen Eiern und einem Glase Mineralwasser. Darauf ging man zumeist in Gasts Behausung und setzte sich abwechselnd an den Flügel. Nietzsche improvisierte, oder spielte eigene Kompositionen in seiner etwas strengen, gelehrten Weise. Gast nahm unermüdlich alle Werke des einzigen Tondichters vor, der sie beide von Wagner befreite, um sie durch sein Können im Sinne der alten Meister wieder bei der unverfälschten musikalischen Tradition anknüpfen zu lassen: Chopin.

Nietzsche hatte in Sorrent viel Beethoven gehört und war oft oberhalb des Ortes „an Zypressen und wilden Rosen hin“, seinen Gedanken nachgegangen. Damals schrieb er:



„Ombra di Venezia“



„Es gibt Stellen im Nebensatze des Allegretto der A-dur-Symphonie, bei denen das Leben so angenehm hinschleicht wie die Minuten an einer Rosenhecke an Sommerabenden.“ In Venedig liebte er einzig noch Chopin. In Wahrheit besteht eine Seelenverwandtschaft zwischen Chopin und Nietzsche. Jeden dieser beiden Kranken, leidenschaftlichen Keuschen, Einsamen, Verbannten durchzitterte das erregende Glück, zu leben. Ich füge hinzu: im Zweifelsfalle die Lust zu schöpferischer Betätigung. Vielleicht sollte man sagen: das freudige Bewußtsein, in edler Art zu leiden und wenige eindringliche Aufschreie dem einseitig ernsthaften Gebaren eines wohlbegründeten Ruhmes vorzuziehen.

Gast beabsichtigte, ein Buch über Chopin zu schreiben. Liszt hatte eines geschrieben, aber—zugegeben—ein schlechtes. (Es war in seinem hochtrabenden, schwülstigen Stile übrigens zu einem ansehnlichen Teile von der alten Fürstin Wittgenstein verfaßt). Gast schien es, über Chopin sei wahrlich anderes zu sagen. Er sammelte daher etwa zweihundert Seiten Notizen. Ohne Zweifel redigierte

Nietzsche an diesen Aufzeichnungen mit, und es ist zu bedauern, daß sie unveröffentlicht geblieben sind, denn, sollte Nietzsche nicht unendlich Feinsinniges über einen ihm in so tragischer Weise und durch den Sinn für aphoristische Gedrängtheit verwandten Genius zu sagen gehabt haben? Allein allzuoft verflüchtigen sich die schönsten Gedanken ins Unwirkliche, sobald gewisse ‚erhabene‘ Geister, wie man ehemals zu sagen pflegte, sie aufgreifen.

In Venedig „ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen“, schreibt Goethe in der *Italienischen Reise*. Da Nietzsche ein so ungewöhnlich eindrucksfähiges Gehör besaß, ist anzunehmen, auch ihm sei in Venedig eine musikalische Offenbarung ganz eigener Art geworden; in Venedig, der Stadt der „hundert tiefen Einsamkeiten“, der hundert Klänge der Seele. Daß *Tristan*, dies Poem der Weltvergessenheit, in Venedig geboren worden, gleich der „forgetfulness“ von Byrons Manfred, wem hätte es mehr zu sagen vermocht als Nietzsche! Durch diese künstliche Stadt, deren Pfähle unter dem trägen Plätschern der Kanäle fau-

len, weht ein Hauch des Vergessens, des Todes und der Verwesung. Hier scheint der Pulsschlag des Herzens nachzulassen, und was Venedig Liebenden vermitteln kann, ist nur ein dumpfes Ahnen der Vergänglichkeit, ein Stöhnen der Jahrhunderte und eine stete Mahnung, der Einsamkeit des Menschen zu gedenken.

*Tristan* nimmt eine Ausnahmestellung in Wagners Werk ein, steht in gewisser Hinsicht fast außerhalb seines sonstigen Schaffens. Der Einfluß Venedigs hat dieser verzweiflungsschwangeren Partitur eine besondere Note verliehen, die in keinem anderen seiner Tondramen, die Sagenstoffe behandeln, irgendwie spürbar ist. Später bestätigte Wagner: damals „sollte das wunderbare Venedig musikalisch in Angriff genommen werden“.

In der *Morgenröte* hat auch Nietzsche Venedig in Musik gesetzt, und zwar das Venedig seines Herzens. Aus den Notizen, die er sich in jener Zeit auf Spaziergängen oder bei einer Tasse Kaffee machte, ist sie gleich einer neuen Sangesweise überall herauszuhören.



Was er noch nicht restlos in seine Prosa zu bannen vermochte, entlud sich in tiefen Akkorden, die den Gedanken tragen und ihn in einer mitklassischer Syntax nicht mehr zu vereinbarenden Art in die Länge ziehen. „Daß sie“, die Musik, „keine Worte nötig hat, ist ihr größter Vorsprung vor der Dichtkunst, welche an die Begriffe appelliert und folglich an die Philosophie und Wissenschaft *stößt*: — aber man merkt es nicht, wenn uns die Musik von der Philosophie und Wissenschaft *weg* führt, verführt!“ Angenommen, die Musik sei es, die Nietzsche in seinen Schriften den festen Boden mitunter scheinbar verlieren lasse. Allein gerade wenn er uns deshalb unverständlich zu werden beginnt, öffnet die Melodie seiner Gedanken andere Pforten, durch die wir in ungeahnte Weiten blicken. Lesen wir in *Ecce homo* nach: „—Ich sage noch ein Wort für die ausgesuchtesten Ohren: was ich eigentlich von der Musik will. Daß sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Daß sie eigen, ausgelassen, zärtlich, ein kleines süßes Weib von Niedertracht und Anmut ist... Ich werde nie zu-



lassen, daß ein Deutscher wissen *könne*, was Musik ist. Was man deutsche Musiker nennt, die größten voran, sind *Ausländer*, Slawen, Kroaten, Italiener, Niederländer — oder Juden; im andern Falle Deutsche der starken Rasse, *ausgestorbene* Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel. Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben: ich nehme, aus drei Gründen (*deren einer war zweifelsohne Cosima*) Wagners Siegfried-Idyll aus, vielleicht auch einiges von Liszt, der die vornehmen Orchesterakzente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt noch alles, was jenseits der Alpen gewachsen ist — *diesseits*... Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger *meinen* Süden in der Musik, die Musik meines Venediger maëstro Pietro Gasti. Und wenn ich jenseits der Alpen sage, sage ich eigentlich nur Venedig... Ich weiß keinen Unterschied zwischen Tränen und Musik zu machen — ich weiß das Glück, den *Süden* nicht ohne Schauder von Furchtsamkeit zu denken.“

Fürwahr, es ist reizvoll, dem Unwägbar  
dieser Sätze nachzuhängen, uns Träumereien  
zu überlassen wie im Konzertsaal, wenn ein  
schöner Frauenkopf, die irgendwie geneigte  
Haltung eines Busens uns erregen und wir  
wollüstig denken: „Es gibt so viele Morgen-  
röten, die noch nicht geleuchtet haben.“  
Nietzsche liebte dies indische Sprichwort,  
stellte es als Motto der Skizze seines Buches  
voraus, mit dem er den „Feldzug gegen die  
Moral“ begann. Eine spätere persönliche Be-  
merkung lautet: „Die vollkommne Helle und  
Heiterkeit, selbst Exuberanz des Geistes, wel-  
che das genannte Werk widerspiegelt, ver-  
trägt sich bei mir nicht nur mit der tiefsten  
physiologischen Schwäche, sondern sogar mit  
einem Exzeß von Schmerzgefühl.“

Nietzsches Venedig hat Mandolinenklänge  
nicht gekannt. Keine leuchtende Jugend lag  
hinter diesem Philosophen, der kein welt-  
licher Christ werden konnte und nun den  
Kreuzesweg des Geistes ging. Alle Liebe galt  
es der künftigen Menschheit zu opfern, gegen  
Schüler einen armseligen Musikanten einzu-  
tauschen. Der Abstand von jenen einst ge-

wichtigen Venezianern ist fühlbar geworden: von Byron, diesem wahrhaft übersättigten Genießenden; von Chateaubriand, dem Snob; von dem pathetischen Mickiewicz; dem hübschen, geschniegelten Musset, ja selbst von ihrem Freunde Barrès mit der schwarzen Locke auf der vergilbten Elfenbeinstirn, für den eine ganze Generation ‚freier Männer‘ schwärmte, als wir unsere ersten Hosenböden auf den Bänken der Vorschule durchrutschten. Die ganze ‚Schöne Literatur‘ jener Zeitläufte hat an Wertschätzung bereits stark eingebüßt, derweil wir heranwuchsen. Heute sind jene einst so beredten Schatten verblaßt, und ihr aufgeblasenes Gebaren nötigt uns nurmehr ein Lächeln ab. Der bescheidene Nietzsche, der schrieb: „Was liegt an mir!“ ergreift durch seine besonnene Haltung und seinen ironischen Scharfblick weit mehr. Sein Venedig gleicht keinem Sockel, auf den man steigt, um sich und andern etwas vorzumachen; keinem Hotel, in dem man sich einige Tage vergnügt. Venedig ward ihm zu einer Melodie der Seele, zum Präludium der lautereren Werke seines Geistes. In *Ecce homo* hat

er später geschrieben: „Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig.“

Man weiß, daß Wagner, als er am *Tristan* arbeitete, in einer schlaflosen Nacht auf den Balkon des Palazzo Giustiniani trat: „Wie ein tiefer Traum lag die märchenhafte Lagunenstadt im Schatten vor mir ausgedehnt. Aus dem lautlosesten Schweigen erhob sich da der mächtige rauhe Klageruf eines soeben auf seiner Barke erwachten Gondoliers, mit welchem dieser in wiederholten Absätzen in die Nacht hineinrief, bis aus weitester Ferne der gleiche Ruf dem nächtlichen Kanal entlang antwortete. Ich erkannte die uralte, schwer-mütig melodische Phrase, welcher seinerzeit auch die bekannten Verse Tassos untergelegt worden, die aber gewiß an sich so alt ist als Venedigs Kanäle mit ihrer Bevölkerung. Nach feierlichen Pausen belebte sich endlich der weithin tönende Dialog und schien sich im Einklang zu verschmelzen, bis aus der Nähe wie aus der Ferne sanft das Tönen wieder im neugewonnenen Schlummer erlosch.“

Ein Vierteljahrhundert später wurde Nietz-

sche das gleiche Geschenk der Musen zuteil. Sie wollten es, daß das Erlebnis des Dichters des Geistes dem des Dichters der Sinne die Waage halte. Und Nietzsche, der nicht ahnte, daß auch der „Zauberer“ das uralte Geheimnis der Stadt abgelauscht, schrieb an Peter Gast: „Die letzte Nacht an der Rialtobrücke brachte mir noch eine Musik, die mich zu Tränen bewegte, ein unglaubliches altmodisches Adagio, wie als ob es noch gar kein Adagio vorher gegeben hätte.“

Allein dadurch eben offenbaren sich die wahren Künstler: sie schauen und vernehmen über die ungeheure „verlorene Zeit“ der Menschheit hinaus gerade das, was andere nicht mehr sehen noch hören und was dennoch unbewußt, wortlos und unerlöst in ihnen singt. Das Adagio, dem Nietzsche in jener venezianischen Nacht mit Staunen lauschte, war das selbe, das Racine inspirierte. Das selbe, das Liebenden gebietet, nach Italien zu reisen. Und sollte es uns selbst einst zu Herzen gehen, so werden wir dem Dichterphilosophen gleich uns wundern, daß es vor diesem ein Adagio schon gegeben.



IV

IL PICCOLO SANTO GENOVESE





---

In seinem ausgezeichneten Werk über Nietzsche erwähnt Charles Andler, der Dichterphilosoph habe „seine Aufenthaltsorte stets bewunderungswürdig gewählt“. Bei vielen Menschen vermag in der Tat die Umgebung, in der sie leben, die „Landschaft ihrer Seele“ zu offenbaren. Die Wahl des Ortes wird bei ihnen nicht durch Empfindsamkeit und ‚Künstlerlaune‘ bestimmt, sie entspricht vielmehr den Grundbedingungen für ihre Wesensart und für ihr geistiges Behagen, der als unbedingt notwendig empfundenen Wechselwirkung und Harmonie von Mensch und Umwelt. Gewisse Naturen bedürfen vor allem eines intimen Rahmens, der Geselligkeit, eines Arbeitszimmers; andere wiederum eines besonderen Himmelsstriches und Klimas, der Atmosphäre einer Stadt oder der Annehm-

lichkeiten des Landlebens. Auf Nietzsche übte der Stein eine große Anziehungskraft aus, sowohl im Naturzustand des Felsens als auch in Gestalt gediegener Baukunst. Genua hatte ihm durch die Vornehmheit imponiert, mit der vergangene Geschlechter die Materie in Bauwerken gemeistert. Genua sagt allen zu, die Sinn für *Gegenständliches* haben. Chopin, dieser Prototyp des vergeistigt Konkreten, hat Genua geliebt. Paul Valéry hat hier gelebt und einst geschrieben: „Welch eigenartige, vollkommene Stadt! Sie hat keinen Canaletto noch Guardi aufzuweisen; Corot malte hier zwei kleine Bilder. Niemand hat dies unerschöpfliche Material zu Radierungen verwertet.“

Ohne Zweifel verdankt Genua die Sympathie dieser drei grüblerischen Geister der Reinheit seiner Baukunst, seinem terrassenförmigen Aufbau. „Eine dem Auge ganz sich erschließende Stadt, sich selbst gegenwärtig; stets in innigem Kontakt mit ihrem Meere, ihrem Fels, ihrem Schiefer, ihrem Mauerstein, ihrem Marmor; rastlos tätig gegen ihr gebirgiges Land.“ (Paul Valéry: *Rhumbs*).

Nietzsche kam im Herbst 1880 abermals hierher und bezog ein „Dachstübchen“ in der hochgelegenen Salita della Battistine, zwischen deren Pflaster Gras wuchs. Die salzige Meerluft, tägliche Spaziergänge auf den befestigten Höhen über der Stadt, das Treiben am altehrwürdigen Hafen mit seinem starken Fischgeruch, dies alles regte ihn an. Er kam sich vor wie der Christoph Columbus eines neuen, unentdeckten Amerika des Geistes. Sechs bis acht Stunden am Tage „ging er herum“, ruhte auf einer Mauer, streckte sich auf eine Wiese oder einen Felsen am Strande hin, dachte nach, machte sich Notizen und schrieb plötzlich ganze Seiten herrlichster Prosa nieder. Es war ein Überquellen von Rhythmen und Gedanken in dionysisch-orgiastischer, jäh überschwenglicher Stimmung. Mitunter wandelte es ihn sogar an, auf dem Grünen zur Musik seiner Gedanken zu tanzen. Hierauf kehrte er in sein Dichterstübchen zurück, erschöpft zwar, jedoch zufrieden, die Waffen gegen Platon und gegen Gott erhoben zu haben. Seine Hausgenossen, die sahen, daß er stets allein war, ein Buch

in den Händen hielt oder eine kleine Wander- tasche umgehängt hatte, nannten ihn, der ihnen so weise, so freundlich und höflich ent- gegentrat, an ihrem bescheidenen Dasein An- teil nahm, sie nannten ihn: „il santo“ oder auch „il piccolo santo“, hielten ihn für einen gütigen „kleinen Heiligen“, wie es deren in Deutschland einst gegeben, der sehr arm war und zweifelsohne die göttlichen Segnungen auf die Kramläden der Oberstadt herabflehen würde. Bisweilen „schenkten sie ihm ge- weihte Kerzen für seine stillen Abende.“ De- mütigen Herzens nahm Nietzsche diese Be- weise ehrfürchtiger Zuneigung an. „Kein Al- kohol, keine Fürsten, noch andere Berühmt- heiten, keine Weiber und Zeitungen, keine Ehren“, schrieb er damals in seine Aufzeich- nungen, „kein Umgang außer mit dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der An- blick von mächtiger und gesunder Vegeta- tion...“

Könnte einer von uns Franzosen mit un- gefähr fünfunddreißig Jahren, ja selbst in höherem Alter noch — wäre er unabhängig



*Genua, Palazzo Durazzo-Pallavicini*



und in Italien — ein derartiges, im Geruche der Heiligkeit stehendes Asketendasein führen, Künstler, Dichter bleiben, den Blütenduft der Welt einsaugen, ohne von ihren Früchten zu naschen? Könnte er das Elend kennenlernen, nicht etwa um sich darüber zu empören, es als aufreizend zu empfinden, sondern um es zu lieben? Würde er imstande sein, körperlich entsetzlich zu leiden, nur um mit triftigeren Gründen die edle Kunst zu preisen, gesund zu bleiben? Vermöchte er das bleiche, glänzende, verstummte abendliche Meer, das stumme Himmelsspiel der Dämmerfarben zu bewundern, um, ganz umfassen von soviel „ungeheurer Stummheit“, sich einzig zu beteuern: „es gibt nur individuelle Wahrheiten“? Und schließlich, würde er bereit sein, sich alles zu versagen, um alles mit wacheren, mit feineren Sinnen zu erraten? Wir würden wohl nicht wagen, uns irgendeinen unserer redseligen Landsleute, einen Maler, der wenig auf sich hält, oder einen gelehrten Lodentouristen als diesen stets korrekten, hochachtbaren Vertreter vornehmster Geistigkeit vorzustellen, den Gedanken gleich Pfeilen ver-



wunden konnten. „Ich habe ... jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben“, und: „Alle die Wahrheiten sind für mich blutige Wahrheiten ...“, erklärte er. Vielleicht ist man geneigt zu glauben, Nietzsche sei Sozialist geworden? Im Gegenteil. Nietzsches Werk enthält seit dieser genuiner Epoche nicht nur die schwersten Anklagen gegen jede demokratische Gleichmacherei, sondern weist zugleich den stolzesten aristokratischen Geist auf. Wohlbemerkt, hier handelt es sich einzig um Geistesadel und keineswegs um jenen der Geburt oder des Geldes. Nach Nietzsches Ansicht hatte die Stufenfolge der menschlichen Empfindungen langsam anzusteigen, von der Redlichkeit des Herzens zu jener des Geistes zu führen, um schließlich zur einzigen, dem modernen Menschen verstatteten Leidenschaft aufzusteigen: „*Der Leidenschaft für das ... ,Wahre' ... Passio nova.*“ Allein, bedingte Leidenschaft nicht Fieber und Wahn? Würde die Wahrheit nicht von einer Glut des Sinnlichen umhüllt? Wollten wir wissen um des Wissens oder um der Lust der Erkenntnis willen? Bereits rührte Nietzsche



an sein letztes Problem, „er glaubte hinfort nicht mehr“, wie Charles Andler sagt, „der Verstand sei da, um wahr zu urteilen, sondern um unsere Instinkte zu verfeinern“.

Das sollte die *Morgenröte* letzten Endes lehren, dies dicke Herbarium der Gedanken in Nietzsches Wandertasche, die er wie eine Botanisiertrommel um die Schulter hing. Mitunter entnahm er ihr auch eine Orange, einen Apfel, ein Stück Brot und frühstückte bescheiden. Er schrieb sich Neues auf, war frohen Mutes im Hochgeföhle ungestümen Schöpferdranges. Er notierte: „Nichts voraus haben ... sondern abgeben, zurückgeben, mitteilen, ärmer werden! Niedrig sein können, um vielen zugänglich und für niemanden demütigend zu sein! Viel Unrecht auf sich liegen haben und durch die Wurmgänge allerart Irrtümer gekrochen sein, um zu vielen verborgenen Seelen auf ihren geheimen Wegen gelangen zu können! Immer in einer Art Liebe und immer in einer Art Selbstsucht und Selbstgenießens! Im Besitz einer Herrschaft und zugleich verborgen und entsagend sein!“ Wie christlich war er gesinnt, der künftige

Antichrist! Wie hatten doch sein Vater, der Pastor, seine Mutter, die strenge Erziehung in Schulpforta, ja selbst alle die stoisch und wagnerisch verlebten Jugendjahre seinen Geist unbewußt geformt! Der Mensch glaubt frei zu sein und wird es schließlich, will andern Geistiges vermitteln, und plötzlich gebietet sein Herz ihm Schweigen, es sträubt sich, die scheinbar einfachste Hemmung zu überwinden.

Der „kleine Heilige“ des Viertels der Piazza Fontane Marose hatte jetzt das Buch beendet, mit dem er seinen Kreuzzug gegen die herkömmliche Moral begann. Er hatte sein Kriegsgerät gerüstet, Munition aufgehäuft, sich von materiellen Sorgen befreit, unheilvollen Meistern, sinnlichem Schwärmen, ja selbst edelsten Freundschaften aufgesagt. Eines nur hatte er vergessen: sein Herz zu ertöten. „Bleibt der Erde treu!“ Gewiß. Und sie, sie wird es euch vergelten. Sie wird euch beweisen, daß ihr nicht nur aus reinem Geist besteht, denn auch sie bleibt *euch* treu!

Als der Frühling 1881 zur Neige ging und die *Morgenröte* bereits gedruckt ward, eilte

Nietzsche nach Recoaro, dem italienischen Tirol, um dort mit seinem Freunde Gast zusammenzutreffen. Die Nähe des Gebirges weckte Gedanken zu neuen Werken. Allein, was er sorgsam in seine Hefte eintrug, war nicht mehr Philosophisches, noch eine Sammlung jener schönen Aphorismen. Eine kühne Dichtung rang jetzt in ihm nach Ausdruck. Die geheimsten Tiefen galt es aufzuschließen, das Quellen freizulegen. Ein Rauschen im Quellgrund kündigte den Sang der neuen Weisheit dieser trunkenen Seele an. „*Wohin alles* bei mir noch strebt, ist nicht mit einem Worte zu sagen...“, schrieb er der Schwester. Er selber hätte es noch nicht zu nennen vermocht, dies Wort, das seinem Munde gleich einer unbekannten Rosenart entblühen sollte. Er glaubte, es hieße *Morgenröte*, doch es war *Zarathustra*. „So sieht das Wesen aus, das unsern nicht zu schönen Namen *unsterblich* machen wird!“



V

ZARATHUSTRA  
IN CARMEN VERLIEBT



---

Gleichwohl, dies „Wesen“ war noch nicht geboren, jedoch empfangen, wurde erwartet und instinktiv herbeigesehnt. Es erfüllte Nietzsche mit einem Rausch des Entzückens. Er trug an ihm wie an einer machtvoll schwellenden Frucht, die er mit seinem Herzblut nährte. Ein schreckliches Kind versprach es zu werden, ein Kind, das die Welt erschüttern würde mit den Klängen seiner Musik. Denn im voraus schon war dieser „Sohn Zarathustra“ im Namen der Musik getauft. Und da gerade „der Phönix der Musik mit leichteren und leuchtenderen Schwingen“ an Nietzsche „vorüberflog“, entstand etwa um die selbe Zeit sein *Hymnus auf das Leben* (eine Komposition für gemischten Chor und Orchester). „Man wird ihn später einmal zu

meinem Gedächtnis singen“, erklärte er, wie man auch den Gedanken der ewigen Wiederkunft, dies eherner Gesetz der Welten und Kulturen, „diese höchste Formel der Bejahung“ des Lebens, einst preisen wird.

Nietzsche entfloh nach dem Oberengadin, einer Zufluchtstätte von noch begeisternder, reinerer Schönheit als Recoaro. Dank der zufälligen Unterhaltung mit einem unbekannten schweizer Reisegefährten, der gleichfalls nach St. Moritz fuhr, entdeckte Nietzsche Sils-Maria, dessen Hochgebirgslandschaft und Lärchenwälder, die beherrschenden Höhen des Fextals. Anfang August 81 hatte Nietzsche hier die Vision zur Grundkonzeption des *Zarathustra*, seine „heroische Idylle“. Sein Entzücken darüber war derart, daß er auf einsamen täglichen Wanderungen „Tränen des Jauchzens“ vergoß. Er sang, redete Unsinn und glaubte zu ahnen, er lebe ein höchst gefährliches Leben, denn: „ich gehöre zu den Maschinen, welche *zerspringen* können!“ Er fand sich belohnt für soviel Leiden, seine ständigen Kopfschmerzen, seine halbe Blindheit, seine geistige Vereinsamung, seine



menschliche Hilflosigkeit. Kein Glück der Menschen schien ihm fortan beneidenswert. Er hatte „seine Hand auf Jahrtausende gelegt“.

„Wem das Streben das höchste Gefühl gibt, der strebe; wem Ruhe das höchste Gefühl gibt, der ruhe; wem Einordnung, Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl gibt, der gehorche. Nur *möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl gibt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit!*“

„Nicht nach fernen, unbekannten Seligkeiten und *Segnungen* und *Begnadigungen* ausschauen, sondern so leben, daß wir nochmals leben wollen und in Ewigkeit so leben wollen! ... *Dies Leben — dein ewiges Leben*“, denn „alles kehrt wieder, ewig dreht sich das Rad des Seins.“

Nietzsche hat den denkwürdigen Augenblick seiner Vision beschrieben. „Ich ging an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen, pyramidal aufgetürmten Block unweit Surlej machte ich halt. Da kam mir dieser Gedanke ... 6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit.“

Eine berühmt gewordene Stelle in der Geschichte des menschlichen Denkens und eine durch diese bedeutungsvolle Erinnerung erhebende Stätte. Allein es war ein kurzer Augenblick der Lust in den Armen eines sehr züchtigen Weibes: der Ewigkeit. „Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!“ Gewiß, eine Geliebte mit recht kalten Lenden. Muß man denn Deutscher und Philosoph sein, um derart abstrakt Verkrampftes so intensiv erleben zu können?

Italien tat abermals not zum Dämpfen solch bezwingender Lust. Von Oktober an weilte Nietzsche wieder in Genua, wo er sich bald von neuem glücklich, stolz und ganz „principe Doria“ fühlte, aber auch körperlich litt. „Ich habe meinem Schmerz einen Namen gegeben und rufe ihn ‚Hund‘ — er ist ebenso treu, ebenso zudringlich und schamlos, ebenso unterhaltend, ebenso klug wie jeder andre Hund — und ich kann ihn anherrschen und meine bösen Launen an ihm auslassen ...“ Fürwahr, ein Hund, der ihm den-

ken half, ihn zum Nachdenken zwang; ein guter, nützlicher Hund, der seinem Herrn ein neues, im Laufe von drei Monaten skizziertes und in einem einzigen niedergeschriebenes Buch einbrachte: *Die fröhliche Wissenschaft*. Allein es ist zuzugeben, durch das Bellen und die Bisse des Tieres war es zu Unterbrechungen gekommen, so daß dem Buche zunächst die letzte Rundung fehlte. Aber auch frohe Lichtblicke gab es in jener Zeit. So entdeckte Nietzsche eines Tages Bizets *Carmen*.

Seine plötzliche Begeisterung für diese Carmen mit ihrer Rose und ihrem Fächer, ihrem Don José, seinem Stiergefecht und dem pomphaften Escamillo überrascht eigentlich etwas. Nietzsches leichte, willige Trunkenheit bleibt jedoch der Befriedigung zuzuschreiben, gegen Wagner recht zu behalten. Gegen die Wagneri, diese alte, in gewissen Zeitabständen stets wieder fühlbar werdende Krankheit mit ihrem Fieber, das zu heilen so schwer gewesen. Wagner war zuerst mit Chopin bekämpft worden. Musik gegen Musik. Denn alle wahre Philosophie erwies sich als Produkt seelischer Erlebnisse, und für sie bot

einzig die Musik Symbole. Chopin gegen Wagner. Peter Gast gegen Wagner. Brahms gegen Wagner. Und nun Bizet — Bizet mit dem unvergleichlich südlichen Herzen, seiner leidenschaftlichen, immerhin maßvollen, französisch präzisen Kunst, klar wie der Himmel des Südens, volksmäßig spanisch charakteristisch — gleichfalls gegen Wagner. Wie freudestrahlend würde Nietzsche diesen jungen, unbekannten Franzosen in die Arme geschlossen haben. Ach — welch tiefen Stich versetzte die Nachricht — er war schon tot! Nietzsche notierte sich das Datum der Aufführung (27. November 1881). Einen Brief an Gast begann er mit „Hurra!“ und erklärte: „Es scheint, die Franzosen sind auf einem besseren Wege in der dramatischen Musik; und sie haben einen großen Vorsprung vor den Deutschen in einem Hauptpunkte: die Leidenschaft ist bei ihnen keine so *weithergeholte* (wie z. B. *alle* Leidenschaften bei Wagner)“. Bizet, Mérimée, Stendhal, Chamfort, Genua, alles Erlebnisse, die zusammenstimmten, sich wechselseitig ergänzten.

Selbst das Wetter dieser Weihnachtszeit im

Süden stand mit Nietzsches Freude im Einklang. Eine herzerquickende Wonne war es, ein Präludium zu jener Liebe, von der Bizet soeben einen eindringlichen Begriff vermittelt hatte; einer zugleich unschuldigen und grausamen Liebe, aus deren Aufschreien unverfälschtesten Instinkt sprach. Hier handelte es sich nicht mehr um Konstruiertes, wie bei Siegmunds oder Wotans Liebe, sondern um ungeschminkte, nackte, amoralische Leidenschaft, gesunde, naturnotwendige Lust. „Letzte Szene ein dramatisches Meisterstück — zu studieren! Auf Steigerungen, Kontraste, Logik usw.“, schrieb Nietzsche unter anderem in den Klavierauszug von *Carmen*, den er Gast sandte. Nirgends sah er etwa Alltägliches in diesem Werk; nein, überall Bedeutsames, „höchst mozartische Anmut“. Eine Anmut, die ihren Glanz selbst auf Genua warf, ihm diese Stadt noch teurer machte. Eine wahre Leidenschaft ergriff ihn, umherzuschweifen, um so mehr, als Lesen stets unerträgliche Kopfschmerzen verursachte. Er entdeckte einen neuen Garten, *seinen* Garten, den der Villetta Negro nämlich, neben der er

wohnte. Ein um so würdigerer Aufenthaltsort, da Stendhal ihn gepriesen. Carmen, der Garten der Villetta Negro, das Gute und das Schöne, dies alles galt ihm als Arznei.

Die *Morgenröte* jedoch brachte keinerlei Erfolg. Die *fröhliche Wissenschaft* aber konnte die Scharte auswetzen, dies zugleich bittere und heitere Buch, das lehrte, es gäbe kein Wissen und keine Wahrheit an sich, selbst „das Lebende sei nur eine Art des Toten“. Denn auch Gott war tot. (Nietzsche sagt nicht etwa, Gott existiert nicht, sondern Gott ist tot.) Nurmehr als Gespenst geisterte er durch die Bücher des menschlichen Aberglaubens. Nietzsche selbst kannte keinerlei Gottesfurcht, weil er Sündhaftigkeit nicht zu empfinden vermochte. Der gläubige, der geborene Christ — wenn ich so sagen darf — ist sich im tiefsten Herzensgrunde seiner Sündhaftigkeit bewußt. Ich verstehe darunter: den Glauben an das wirkliche Vorhandensein des Bösen; die Überzeugung, den Kampf mit ihm aufnehmen zu müssen; die Notwendigkeit, den *eigenen* Versucher und Widersacher an der Gurgel zu packen. Allein wen kein Teufel

reitet, was sollte dem ein Gott bedeuten, der von seinen Kämpfen und Niederlagen nichts weiß? Für Nietzsche konnte Gott höchstens ein Weltenlenker sein, dem das Herz des Menschen verschlossen blieb, und Gott war ebenso unvorstellbar wie die Vorstellung des leibhaftigen Satans eitel und nichtig. Dergleichen Gestalten blieben ihm stumm und willenlos. Ehemals, in paradiesischer Vorzeit, weilten sie wohl unter uns. Jedoch die Entdeckungen der modernen Wissenschaft und philosophisches Denken hatten sie lange schon getötet. Gott wie dem Teufel hatte die Erkenntnis den Todesstoß versetzt.

Ein ungeheures, den Menschen vielleicht nicht einmal zuträgliches Ereignis, heraufbeschworen von einem Verhängnis, das über ihnen waltete. Wahrlich, man hätte Gott selbst sein müssen, um die Tragweite solchen Schauspiels zu ermessen. Zum mindesten aber ein neuer Diogenes; Gottsucher eines neuen Gottes, der fähig wäre, neue Leiden zu ersinnen, nachdem alle Entsagung, die das christliche Ideal gebot, so leicht zu erreichen war. Doch die Menschen würden dieses Lichtbrin-



gers spotten; er würde sie sogar erschrecken, denn wer durfte es abermals wagen, ein gottseliges Leben zu predigen, da man vom Tode Gottes wußte? Ein Auserwählter, ein vollkommener Mensch, er allein durfte es, aber er mußte einen edleren, weniger blutdürstigen Gott als den einstigen preisen: die Wahrheithaftigkeit. Aus hohen Bergen kündigte sich erneut das Nahen des noch unsichtbaren Zarathustra an.

In der Erwartung, er steige mit neuen Tafeln der Weisheit herab, vertiefte sich Nietzsche in *Die fröhliche Wissenschaft*, dies festliche Werk nach Entbehrungen und Leiden (denn zum ersten Male seit Jahren fühlte er sich körperlich wohlauf), ein Jubeln über die wiedererstarkenden Kräfte, ein Vorahnen des Kommenden, eine Schau über wiedererschlossene Meere. Das einzige Buch vielleicht, das Nietzsche völlig jung und tief glücklich erscheinen läßt. In diesem fast ausschließlich im Januar 82 verfaßten Buche sang er. Die Seligkeit des Genesens gab es ihm ein, die wir alle nach irgendeiner langwierigen Krankheit schon erlebt haben, wenn die wiederkehren-



den Kräfte uns erneut mit dem Glauben an unseren Genius und an das, was wir lieben, erfüllten; wenn wir die Dinge der Welt „neu schmeckten“; wenn das bescheidenste Blümchen auf dem Tische uns eine Zukunft voll sieghaften Freiseins verhieß. Das Genesen gleicht einer erleseneren Art des Gesundseins, das täglich erobert sein will und uns nach unfreiwilliger Krankheitsmuße frohen Mutes der Zukunft entgegentreibt.

Nietzsche schiffte sich auf einem kleinen italienischen Segler nach Messina ein und hatte eine schlechte Überfahrt. Was tat's! Seine innere Freudigkeit blieb ungetrübt. Er entwarf einige Lieder und erreichte Sizilien, „diesen ‚Rand der Erde‘, wo, nach Homer, das *Glück* wohnen“ sollte. Ein kleines Hotel an einem stillen Domplatz nahm ihn auf, durch die Fenster sah man auf Palmen.

„Bedacht, verweile bedacht!  
Sieh einer Palme Tracht,  
wie sich die lastende wiegt!  
.....  
In Geduld sich neigen;

Geduld ist droben im Blau!  
Jedwedes tiefste Schweigen  
reift eine Frucht zur Schau!“

Nietzsche lebte diese Verse Valéry's, als er seine *Idyllen von Messina* niederschrieb. Sein „Herz“ war ihm „in den Kopf getreten“, wie er es einmal nennt. Bald sollte er die heranreifende Frucht pflücken.

„So häng ich denn auf krummem Aste  
und schauke meine Müdigkeit.“

Das verrät Sehnen, klingt wie die Weise eines tanzenden Fahren den Sängers der Provence. In Messina begann Nietzsche sein Werk und sein Denken zu tanzen. Er ahnte nicht, daß Wagner in nächster Nähe, in einem Hotel von Palermo, sein letztes Werk mit *Parsifals* Reuetränen zu Ende sang.

Diesmal erschien Zarathustra auf hohen Bergen. Allein es war ihm nicht vergönnt, zu den Menschen hinabzusteigen, bevor er die Prüfung der Liebe durchgemacht. Nietzsche fühlte es, denn er schrieb im vorletzten Buche seiner *Fröhlichen Wissenschaft*: „Ich bin mei-

ner Weisheit überdrüssig, wie die Biene, die des Honigs zu viel gesammelt hat, ich bedarf der Hände, die sich ausstrecken...“ Nun aber empfing er aus Rom eine Einladung seiner alten Freundin Malwida von Meysenbug und reiste unverzüglich ab, sie aufzusuchen.



VI

FRAULEIN LOU AUF NAXOS



---

Kaum angelangt, begab sich Nietzsche zu unserer sorrenter ‚Idealistin‘. Wie viele alte Jungfern, die ihr Leben lang einen Bräutigam beweint haben, stiftete auch Malwida gern Ehen. Sie hatte Nietzsche gebeten, schleunigst nach Rom zu reisen, weil sie ihren kühnen Dichter mit einer jungen Russin zu verheiraten gedachte, als deren Beschützerin sie sich aufspielte. Sie begann sogleich, ihr Lob zu singen. Es handelte sich um eine junge Dame, Lou Salomé, eine Jüdin finnländischer Herkunft, einundzwanzig Jahre alt, von reizvollem Äußern, rascher Auffassungsgabe und Entschlußfähigkeit; auch lebte sie in guten Verhältnissen. Sehr gebildet und vollständig unabhängig, suchte dies frei erzogene junge Mädchen sich die Zeit zu vertreiben und hätte gewiß nichts sehnlicher gewünscht, als ihren

sich entfaltenden Geist dem Schicksal des umherschweifenden Gelehrten zu verbinden, der allmählich allenthalben für berühmt galt. Fräulein Lou war soeben durch Malwida von Meysenbug und den ihr befreundeten Paul Rée, der gleichfalls vorübergehend in Rom weilte, in Nietzsches Werke eingeführt worden. Sie verhehlte ihre Begeisterung keineswegs. Nietzsche verschwieg man nicht einmal, daß diese feinsinnige Schülerin bereits einen Freund und Meister gehabt hatte, einen namhaften Professor in Helsingfors, der jedoch verheiratet und an seinen Pflichtenkreis gebunden war. Tapfer hatte sie sich zurückgezogen, befand sich jetzt in Rom und hoffte, irgendeine Beziehung freundschaftlicher Art anzuknüpfen, die von ihrem wunden Herzen nichts forderte, ihre Gedanken aber ablenken und beschäftigen konnte. Das alles störte Nietzsche nicht. Er erklärte sich sehr gern bereit, sie kennenzulernen. Und so wurden denn eines schönen Tages, Ende April, der Antichrist und die junge Jüdin einander in der Peterskirche vorgestellt.

Fräulein Lou war entzückt, und verbarg



Nietzsche sich auch hinter der Maske des „gesucht Formvollen“, so merkte sie dennoch bald, daß er sich schlecht zu verbergen verstand. Sein Blick verriet ihn, dieser kurzsichtige Blick, der niemals die wechselnden Eindrücke der Außenwelt widerspiegelte, sondern ständig zu erhellen schien, was in seinem Innern vorging, in das er strahlend, „wie in eine Ferne“, sah. Dies Lichtvolle fiel ihr auf, sagte ihr zu. Nietzsche selbst war sofort begeistert und gab die Zurückhaltung auf. Lou kam ihm zunächst eigentlich „unschön“ vor, er vermochte bei ihr „keinen eigenen Gedanken zu entdecken“, wie er der Schwester schrieb, allein schon in der Nachschrift des Briefes dachte er anders und ließ durchblicken, er sei bereits besiegt.

„Inzwischen erzählte mir Malwida“, teilte er mit, „das junge Mädchen habe ihr anvertraut: ‚sie hätte von frühster Jugend an nur nach Erkenntnis gestrebt und ihr jedes Opfer gebracht‘. Das hat mich erschüttert.“ Zu Malwida sagte er: „Da ist eine Seele, welche sich mit einem Hauch ein Körperchen geschaffen hat.“

Nietzsche vermochte kaum an Glück in der Liebe zu glauben; doch ist wohl kein Zweifel möglich: er liebte, und zwar mit jener herrlichen Untugend der Tugendhaften, von der Vollkommenheit des geliebten Wesens überzeugt zu sein. Er liebte mit jener heiligen Selbstsucht, die er als eine grausame, aber notwendige Tugend besungen. Nietzsche und Lou führten lange Zwiegespräche, aus denen sie sich tief erregt zurückfanden: Lou durch Nietzsches bezwingende Gedanken, seine „geräuschlose Art zu sprechen“, seine allzu klugen, Geist verratenden Hände, seine ungewöhnlich „kleinen und feinmodellierten Ohren, von denen er sagte, sie seien die wahren ‚Ohren für Unerhörtes‘“; Nietzsche im Innersten bewegt durch das Zusammensein mit einem jungen Weibe, was einsame Jahre ihm so lange vorenthalten.

Bald fuhr man zu viert an den Ortasee: Frau Salomé, ihre Tochter und die beiden Philosophen. Nietzsche riet seinem Freunde, Fräulein Salomé zu heiraten. Rée indessen entgegnete, Nietzsche möge sie doch selber heiraten; sie sei die Gefährtin, deren er be-

dürfe. Beide hatten ihre kindliche Freude daran, Lou in einem „kleinen Gärtnerwagen“ zu ziehen, während Lou beschloß, „der Erkenntnis Opfer zu bringen“. Nietzsche widmete sich der jungen Jüdin, die für ihr Alter so außergewöhnlich klug war und bereits über ein solides Wissen gebot.

Man trennte sich, um wenig später, Mitte Mai, in Luzern abermals zusammenzutreffen. Sicher hat Nietzsche diesen Treffpunkt gewählt. Dankerfüllt durch das neue Erleben, lag ihm daran, Vergangenes an der Freundin vorüberziehen zu lassen. Worüber wollte er sprechen? Über seine Freundschaft mit Wagner? Über seine unausgesprochen-unausprechliche Liebe zu Cosima? Wie dem auch sei, es verlangte ihn, Lou Salomé Tribschen zu zeigen, diese glückselige Insel, dies Naxos, auf dem einst Wagner, Cosima-Ariadne und er so viele hoffnungsfrohe, begeisterte Stunden verlebt hatten. Zuvor jedoch beauftragte er Rée, Lou seinen Heiratsantrag zu übermitteln. Denn „an eine wilde Ehe wird wohl nicht zu denken sein“, erläuterte er sondierend dem Freunde. Welche Gelahrten- und

Künstlereinfalt, die kaum je im Bilde ist! Fräulein Salomé dachte übrigens praktisch genug und empfand nicht hinreichend für Nietzsche, um eine Ehe mit ihm auch nur einen Augenblick zu erwägen. Nichtsdestoweniger überraschte sie sein plötzlicher Entschluß. Sie konnte es nicht glauben oder wollte es nicht glauben. Hätte sie sich lieber mit Rée verlobt? Möglicherweise; es ist behauptet worden. Soviel scheint jedenfalls gewiß, trotz lebhafter geistiger Sympathie und aufrichtiger Bewunderung hat Fräulein Salomé für Nietzsche niemals Liebe empfunden. Dem Genie — ja selbst dem talentvollen Menschen — fällt es oft schwer, den Weg des Herzens zu finden, denn die Instinkte empören sich gegen diesen listigen Feind ihrer Forderungen. Verzeiht man dem Geiste, den man für unfähig hält, sich zu irren? Fräulein Lou wurde scharfblickend, wie jede Frau, sobald es sich um Gegebenheiten der Sinne handelt. Sie erkannte die Gefahr einer Verbindung mit einem solchen Manne und half sich mit einer glaubwürdigen Ausrede. Sie kam mit Rée überein, Nietzsche wissen zu lassen, es habe

sich noch keine Gelegenheit geboten, seinen Antrag zu übermitteln. Dadurch wurde Zeit gewonnen, und mittlerweile pilgerte man nach Tribschen.

Nietzsche war am 15. Mai 1869, am Samstag vor Pfingsten, zum ersten Male dort gewesen. Damals wollte er Wagner, den er ein halbes Jahr früher in Leipzig kennengelernt, zufolge seiner mündlichen Einladung aufsuchen, stand regungslos an der Gartenpforte des Landhauses, in das der ewig Verbannte sich zurückgezogen hatte, und hörte sein eigenes, für den Menschen und Musiker begeister-tes Herz schlagen. Auch den auf einem Flügel wiederholt angeschlagenen, „schmerzlichen“ Akkord vernahm er, der durch ein offenes Fenster in den köstlichen Frühlingsmorgen drang. Bald erschien ein Diener, um mitzuteilen, sein Herr und Meister arbeite bis gegen zwei Uhr und dürfe nicht eher gestört werden. Da Nietzsche nicht warten konnte, gab er seine Karte ab, wollte gehen, empfing dann im letzten Augenblick eine Einladung für Pfingstmontag und nahm sie an. Hierauf entfernte er sich endgültig. Der tiefste Ein-

druck dieses ersten Versuches, bei Wagner vorzusprechen, blieb daher jener unvergleichliche, unaufhörlich wiederholte Akkord, der in der Blütenpracht des Gartens wie ein Ruf aus der Ferne, ein sehnächtiges Fragen verklungen war. Nietzsche sollte ihn später als jene Stelle des dritten Aktes von *Siegfried* wiedererkennen, da Brünnhilde aufschreit: „Verwundet hat mich, der mich erweckt!“ und eine recht seltsame Vorbedeutung darin erblicken. An jenem Pfingstmontag folgte Nietzsche mit Freuden der Aufforderung des Tondichters nach Tribschen und wurde diesmal von ihm und Cosima von Bülow empfangen, die bei Wagner lebte. Damals begann jene leidenschaftliche Freundschaft, jene kurze, glückliche Zeitspanne, in der Nietzsche sich willigen Herzens und ohne eigentlich Kritik zu üben den aufwühlendsten Gedanken seiner Epoche überließ.

„Mein Italien“, nannte er die sonnige Landzunge am Vierwaldstätter See, an deren Seeende das Asyl stand, das der Bayernkönig seinem berühmten Freunde angewiesen. Nietzsche eilte fast jeden Samstag von Basel hier-

her, übernachtete in Tribschen, verbrachte hier seine Sonntage und zählte die Stunden bis zum nächsten, kurz bemessenen Wiedersehen. Als hätte diese neue Freundschaft sogleich außerordentliche Ereignisse zeitigen müssen, kam während Nietzsches erstem Aufenthalt Wagners und Cosimas Sohn zur Welt. Bei Nietzsches letztem Besuch in jenem Sommersemester war auch jener andere *Siegfried* schließlich geboren, des Meisters Geisteskind. Wagner arbeitete unablässig an seinen Kompositionen und an der philosophischen Rechtfertigung seines Werkes; Nietzsche, in gehobener Stimmung durch das begeisternd Dionysische der Wagnermusik und überzeugt, der erste zu sein, der die verborgenen Absichten des Dichterkomponisten erriet, ja sie vielleicht tiefer noch zu deuten wußte als Wagner selbst, arbeitete nicht weniger. Bereits damals begann er das möglicherweise Anfechtbare der Gedanken dessen zu ahnen, den er auf den Schild erhoben, und stolze Zuversicht in bezug auf die eigene geistige Überlegenheit und Divinationsgabe überkam ihm. In regem Geistesaustausch mit



diesen beiden leidenschaftlichen Revolutionären stand Cosima Liszt.

Wie sehr geriet doch Nietzsche in den Bann dieser hochsinnigen, aristokratischen Zweieunddreißigjährigen, die nicht allein die Liebe zum Vater, sondern auch ihre noch bestehende Ehe mit Hans von Bülow, die Huldigungen der Welt, den eigenen Ruf und gesellschaftlichen Frieden dem Ruhme des kleinen, fünfzig Jahre alten Sachsen opferte, der mit den Partituren seiner unaufführbaren Dramen von Exil zu Exil verschlagen wurde! Bot die Nähe des Genies bereits herrliche Anregung zu begeistertem Schaffen für Nietzsche, so ward dies Moment noch vertieft durch die Gegenwart dieser bedeutenden und verschwiegenen Frau, die einen so eigenwilligen und schmiegsamen Geist besaß, durch dies „einzige Weib größeren Stils“, das Nietzsche kennengelernt zu haben gestand. Ohne Zweifel trachtete er mit der *Geburt der Tragödie* nach Wagners Beifall; mehr jedoch lag ihm bestimmt an der Bewunderung dieser „bestverehrten“ Geliebten, die ihm im verschwiegensten Winkel seines Herzens zur Idealge-



stalt der dionysischen Mänade geworden war. Gedachte er ihrer, dann drängte sich ihm ein einziger Name auf, den er ihr von nun an symbolischerweise beilegte, der Name des von ihrem Theseus verlassenen Weibes: Ariadne. Die luzerner Halbinsel, sie konnte sehr wohl Naxos sein, und er, Nietzsche, Ariadnes Labyrinth oder der verkörperte Dionysos.

Etwa dreizehn Jahre vor diesem Maitage 1882 war keine junge Jüdin an Nietzsches Seite durch die Alleen von Tribschen geschritten, sondern die rätselvolle Ariadne. Welch beklemmend süße, schreckliche Erinnerung. Damals gingen Ariadne und er voran. Sie in einem „rosa Kaschmir-Gewand mit breiten ... Spitzenaufschlägen ...“, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen“. Ihnen folgte Lisbeth, die Schwester, an Wagners Seite; Wagner in seinem bekannten „Malerkostüm: schwarzer Samtrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidne Strümpfe, eine lichtblaue Atlaskrawatte ... das Künstlerbarett auf den noch üppigen braunen Haaren...“ Traulich vereint,

wandelte man dahin und schwieg mitunter lange in sich hinein. Wie herrlich waren diese Augenblicke des Schweigens gewesen; wie gesättigt mit Unaussprechlichem! Und als man schließlich wieder ein gemeinsames Gespräch begann, ergab sich ein natürlicher, „wundervoller Zusammenklang“ der Anschauungen aller über die Tragödie der Griechen, von der man sich, wie über Marmorstufen, der Tragödie des Daseins überhaupt zuwandte. Übrigens, war sie nicht zu drei Vierteln Südländerin, diese in Como geborene, ausschließlich in Paris erzogene Französin? Immerhin Grund genug, jenes fingerspitzenhafte, „mittelmeerische“ Unterscheidungsvermögen zu besitzen, das ihren Gedanken an sich schon eine gewisse Leichtigkeit denen Richards gegenüber verlieh. Er, Friedrich Nietzsche (der Wert auf seine Urabstammung von polnischen Edelleuten legte), er war der ideale, vorbestimmte Geliebte dieser weltgewandten und stolzen Frau, nicht dieser sächsische Musikschöpfer. Daß Wagner allerdings machtvoll zu wirken wußte, ja genial war, stand fest. Allein fehlte ihm nicht jene Erlesenheit des

Geistes und der Umgangsformen, die eine überlegene Frau bei dem geliebten Manne doch wohl anderes suchen läßt als ruhmvolle — ja vielleicht altersschwache — Erfüllungen? Cosima mußte Verständnis für Licht und Schatten auf den wahren Höhen des Geistes haben, freilich etwas wesentlich Wertvolleres als grelle Rampenbeleuchtungen. Derartiges ließ sie aber nie durchblicken; so wenig wie Nietzsche. Beide unternahmen einträchtig Spaziergänge, verbrachten oftmals ganze Tage zusammen, rührten einander an die Seele mit den Fühlern des Geistes. Und dennoch, wie einfach und natürlich konnte sie sich wiederum geben, diese unerreichbare Frau! Sie lachte gern, belustigte sich über das Unscheinbarste, spielte mit ihren Kindern, beauftragte Nietzsche, Bücher, Marionetten und Spielsachen für Weihnachten einzukaufen. Und er scherzte bei den Figuren des Puppentheaters, daß „der König zu wenig echt aussehe, und der Teufel nicht so schwarz sei, als es wünschenswert wäre“. Für seine Mühewaltung bekam er als Weihnachtsgabe eine schöne Montaigne-Ausgabe in Großok-

tav. Wagner vertraute übrigens dem jungen Freunde ebenfalls eine Mission an. Er durfte in Basel Druck und Korrektur der Selbstbiographie des Meisters überwachen, die in nur zwölf Exemplaren für die allernächsten Freunde hergestellt werden sollte. (Und wie rücksichtsvoll hat Nietzsche bis zuletzt über alles geschwiegen, was er persönlich von Wagner über dessen Herkunft und Geburt wußte). Es war eine Zeit schrankenlosen Vertrauens und wechselseitigen Bezaubertseins. Cosima schrieb Nietzsche eines Tages: „...und indem ich ... wohl empfinde, daß die vorangegangenen Leiden unauslöschlich in die Seele eingeprägt sind, sage ich mir, daß das höchste Glück auf Erden eine Vision ist, und daß diese Vision uns Armen zuteil wurde.“

Gewiß, diese erste tribschener Zeit prägte sich Nietzsche als bedeutsames und ungetrübtes Erlebnis ein; in der Tat als eine Art Vision, ein letztes idyllisches Bild, vor den ungeheuern Ereignissen von 1870; auch vor jenem anderen Kriege, der den Revolutionär von morgen gegen jenen von gestern, den Dichter der Zukunft gegen den Musiker

der Vergangenheit ins Feld führen sollte. Fortan arbeitete Nietzsche an der *Geburt der Tragödie*, selbst „unter den Mauern von Metz“ brütete er über diese Probleme, hing ihnen in Deutschland dann weiter nach, da er seinen Samariterdienst auf den Schlachtfeldern Lothringens krankheitshalber aufgeben mußte, und packte das an Aufzeichnungen inzwischen Entstandene in seinen Koffer, als er zur Erholung mit der Schwester zum ersten Male über den Gotthard nach Lugano fuhr. Das war Anfang Februar 1871. Bei leuchtendem Winterhimmel glitten Friedrich und Lisbeth in einem der winzigen, zweisitzigen Schlitten, unter fröhlichem Schellengeklingel der Pferde, die schweigsame, abschüssige, von Schnee und Eiskristallen glitzernde schmale Paßstraße hinunter, dem Grenzlande Italiens zu.

Nietzsche sah dies alles im Geiste wieder, als er nun, der Freundin erzählend, am herrlichen Seeufer von Tribschen saß; oder vielmehr, er vernahm es wieder, denn nicht der Gesichtssinn (dies allzu kurzsichtige Auge) war es, der die Erinnerung ihm erstehen ließ,

sondern das Gehör. Sein Sehnen galt nicht den Ländern, den Farben, Bildern und Gestalten, die er gesehen, sondern den Klängen, die er vernommen, den Stimmen geliebter Wesen, den Klangverhältnissen der Luft, die er einmal geatmet, dem Boden, den er betreten, der Harmonie des Lebens endlich, dem Tönen der Dinge oder dem Sang der Menschen. Wie die Blinden nahm er einzig jenes unwägbare Etwas tief in sich auf, und an Tagen solch süßer Wehmut des Gedenkens (wie dem gegenwärtigen) entstieg es dem Vergessen wieder, um die Atmosphäre, die Landschaft, den Ufersand mit schmerzvollem Nachklang zu erfüllen. Selten, so will mir scheinen, bestätigt sich eine Definition der Schwermut besser als die von André Gide gegebene hier durch Nietzsche, den in diesem Augenblick innerlich so trostlos Vereinsamen, wenn Gide in den *Nourritures terrestres* schreibt: „Schwermut ist nur rückfälliges Eifern der Leidenschaft...“

Nietzsches erstes Werk erschien zu Neujahr 1872. Wagner schrieb postwendend: „Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts



gelesen! Alles ist herrlich!“ Und Cosima: „Diese Schrift ... gibt mir eine Antwort auf alle unbewußten Fragen meines Innern.“ Dann noch: „O wie schön ist Ihr Buch! Wie schön und wie tief, wie tief und wie kühn! Wer soll es Ihnen lohnen, würde ich beklommen fragen, wüßte ich nicht, daß Sie in dieser Konzeption der Dinge den höchsten Lohn gefunden haben müssen. Und fühlen Sie sich belohnt, wie bringen Sie die innere großartig aufbauende Stimmung in Einklang mit der Außenwelt, in der Sie zu wirken haben...?“

Sie haben in diesem Buche Geister gebannt, von denen ich glaubte, daß sie einzig unserm Meister dienstpflichtig seien; über zwei Welten, von denen wir die eine nicht sehen, weil sie zu fern, die andere nicht erkennen, weil sie uns zu nahe ist — haben Sie den hellsten Schein geworfen, so daß wir die Schönheit fassen, die uns ahnungsvoll entzückte, und die Häßlichkeit begreifen, die uns beinahe erdrückte, und trostreich lassen Sie Ihre Leuchte in die Zukunft — die unsern Herzen Gegenwart ist — scheinen, daß wir hoffnungsvoll erflehen können ‚das Gute siege‘. Ich kann

Ihnen nicht sagen wie erhebend Ihr Buch mich dünkt, in welchem Sie so schlicht wahrhaftig die Tragik unsres Daseins feststellen... Wie eine Dichtung habe ich diese Schrift gelesen, die doch die tiefsten Probleme uns dar- tut ...“

Das gesamte geistige Deutschland geriet in Wallung, ergriff für und wider den verwegenen Neuling Partei, der einer durch Wagner erstehenden neuen Kunst das Wort redete. Und während der entfesselte Streit über eine Kunstlehre Jahre hindurch die musikbegeisterten Lager Europas in Schach hielt, begann jenes andere — bestürzend paradoxe — Drama anzuheben, in dem Wagners Johannes bald zu seinem Judas werden sollte. Nietzsche empfand es im gegenwärtigen Augenblick noch als unerträglich und quälend. Und die Heftigkeit seiner Angriffe gegen Wagner — das wußte er — würde sich mehr und mehr steigern, weil soviel Liebe, so viele Enttäuschungen nur eine wachsende Gegnerschaft zeitigen konnten, die unablässig nach Rechtfertigung trachtete. Zunächst jedoch blieb damals Nietzsches Schaffen Bayreuth nicht we-



niger verbunden. Er und Liszt wurden die beiden Propheten des ‚Bayreuther Gedankens‘. Gleichwohl, das Morgenrot, das über dem Festspielhause anzubrechen schien, er haßte es bereits instinktiv, wagte indessen nicht, es sich einzugestehen, denn Bayreuth bedeutete notwendig: Nacht über Tribschen.


Sechs Monate noch, die letzten sechs Monate. Nicht viele Besuche standen damals mehr bevor. Dreiundzwanzig, zählte Nietzsche später, waren es im ganzen während dieser drei Jahre gewesen. Die Stunde des Abschiednehmens von diesem gesegneten Fleckchen Erde rückte näher. Die letzten tribschener Ostertage kamen: zur Belustigung der Kinder wurden Eier versteckt, man schenkte sich Kleinigkeiten, lustwandelte noch einmal gemeinsam in diesem letzten, allzu seligsüßen Frühling durch die Alleen, die er heute nun mit einer jungen Ausländerin durchschritt, die wortlos seinem oftmals unterbrochenen, langen Selbstgespräche lauschte.

Die Abschiedsstunde von Tribschen hatte schließlich am letzten Samstag jenes April geschlagen. Wagner war bereits nach Bayreuth

übersiedelt, und Cosima rüstete zur Abreise, um das Haus für immer zu verlassen, in dem sie sieben Jahre verlebt, in dem ihr Sohn geboren und so manche ruhmreiche Partiturseite komponiert worden war; dies Haus, in dem sie auch — ihre leidenschaftliche Bewunderung für den alternden Großen dadurch vertiefend — den noch so jungen, so zurückhaltenden, so keuschen Professor kennengelernt hatte, dessen zärtlich liebevolles Herz sie trotzdem heiß für sich schlagen fühlte. Welche Klage, welche Erbitterung des Geistes mochte sich dereinst wohl diesem lauterem Gemüt entringen, das so lange sich Zurückhaltung auferlegt! Denn unser Herz rächte sich stets. Wer gemartert wurde, konnte vielleicht selber eines Tages zum Folterknecht werden. Ja, prallte der Pfeil des Hasses vom Gegenstand der Rache auch ab, so war die Freude keineswegs geringer, die wanken zu sehen, die des Schützen Kraft unterschätzt hatte. Gewiß, noch hätte es einen ungleichen Kampf gegolten zwischen dem berühmten Tondichter und dem recht wenig bekannten Universitätslehrer, der kaum erst aus dem

Dunkel getreten. Allein die Stunde würde kommen — sie mußte kommen — da Nietzsche es wagen konnte, sich mit Wagner zu messen, da Dionysos Siegfried besiegen würde, um erhobenen Hauptes die genugtuende Ehrung zu beanspruchen, daß er zu lieben gewußt.

Jener Samstag, Ende April 1872, ward daher ein bedeutsamer Abschied. Cosima und Nietzsche machten sich mit Kisten und Koffern zu schaffen, gingen „wie unter lauter Trümmern“ umher und durch kahle Räume. „Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken.“ Der große schwarze Neufundländer des Meisters fraß nicht mehr. Die Dienerfamilie schluchzte. Selbst Ariadne, sonst so eifrig darauf bedacht, ihr Fühlen nicht ahnen zu lassen, verriet unbewußt ihre Erschütterung. Nietzsche mußte entfliehen. Seine bestglänztsten Jugendjahre waren nunmehr dahin. Jetzt bedurfte er vollkommener Stille und tiefster Selbstbesinnung. Der andere Steilhang des Lebens hatte sich im Schreiten mit einem Male schroff vor ihm aufgetan. Damals schrieb er an Gersdorff — entsann er sich dessen? — „Mein lieber guter Freund,

verarge es mir nicht, wenn ich hier und da einmal eine Pause mit Fermate  in meinem Briefverkehr mache: es hat sicherlich Gründe..."

Zehn Jahre waren seit alledem vergangen. Und heute, im Mai 1882, was war aus dem von seinen Göttern verlassenen Naxos geworden?

Fremde Menschen bewohnten das Haus. Nietzsche und Lou gingen durch den Garten, setzten sich ans Seeufer. Ach, dieser traurig schöne See ... ach, Schicksal und See! ... Nietzsche schwieg lange und versank in Erinnerungen. („Die Erinnerung ist eine eiternde Wunde“, sollte er dereinst schreiben.) Hierauf sprach er ausführlich über seine „ganze lange *Passion*“, wie sehr er unter Wagner und dessen Kunst gelitten, legte dar, wieviel „Entsagung“ es erfordert habe, sich endlich selber wiederzufinden, was alle Jugendfreudigkeit in ihm ertötet. Auch die Gesundheit hatte er eingebüßt, als wollten die Götter ihn für sein Verleugnen strafen. Seine geistige Unrast, die körper-

lichen Übel, die Vereinsamung, all das entstammte jener grauenvollen Zeit der notwendigen Loslösung von vertrauensseliger Gläubigkeit, der eine morbide „Epoche“, allein auch die Befreiung, die Selbsterkenntnis, das zu sich selber Erwachen gefolgt war. Damit verhielt es sich wohl wie mit jener seltsamen Verwundung der in Schlaf versenkten und durch Siegfried wieder erweckten Walküre, der ihre Rüstung mit dem Schwerte gelöst. Übermenschliche, den meisten unbekannte Schmerzen waren es, da ja so wenige Menschen den Mut zu solch schwierigem, erobernden Vordringen aufbrachten. Dem aber weihte er nunmehr sein Leben. Und dies Sichopfern kam vielleicht einem Selbstmord gleich.

Allein diese Lou Salomé, mochte sie noch so sensibel sein, begriff sie dies alles? Die Gedanken eines so ungestümen Geistes über dergleichen mußten ein so junges, nach Glück verlangendes Geschöpf notwendig erschrecken. Nietzsche schwieg. Er hatte mit leiser, verhaltener Stimme gesprochen und dabei mit dem Stockende in den feuchten Sand gezeichnet, wie einst Jesus angesichts der Ehe-

brecherin sich niedergebückt und mit dem Finger auf die Erde geschrieben hatte. Als Nietzsche aufblickte, waren seine Augen mit Tränen gefüllt.

Erneut trennte man sich. Nietzsche begab sich nach Basel zu den ihm befreundeten Overbecks, von dort nach Tautenburg im Thüringer Wald. Lisbeth Nietzsche, die Schwester, Rée und Lou Salomé wollten sich im nahen Bayreuth treffen, wo in diesem Sommer, Ende Juli 82, die ersten Aufführungen des *Parsifal* stattfanden. Lou hatte als Gegengift des Dichterphilosophen kleine Schrift *Richard Wagner in Bayreuth* mitbekommen. Nach allerhand vorbereitenden Erläuterungen hoffte Nietzsche, sie werde zwischen den Zeilen dieser alten, für ihn wahrhaft unzeitgemäß gewordenen Betrachtung zu lesen verstehen und entdecken, daß er bereits während der größten Wagnerbegeisterung seine verlorenen Illusionen habe durchblicken lassen. Wie sonderbar es auch anmuten mag, er wollte Lou dieser Feuerprobe aussetzen. Manch unentwegt stolzer Geist





*Tribschen*





empfindet eine eigenartige Wollust dabei, den Gegenstand seiner Liebe in teuflische Versuchungen zu führen und hofft, daß sie glanzvoll bestanden werden. Um Nietzsches Herz im tiefsten zu gewinnen, galt es, die wagnerische Lohe unversehrt zu durchschreiten. Er selbst blieb jenseits des Feuergürtels, wie das Schwert hinter dem Drachen, wie der Geist hinter den Sinnen.

*Parsifal* siegte. „Hoch lebe Cagliostro!“ schrieb Nietzsche wütend. „Der alte Zauberer hat wieder einen ungeheuren Erfolg, mit Schluchzen alter Männer usw.“ Von neuem kreuzte Wagner Nietzsches Weg und raubte ihm die Seele, die ihm am teuersten war. Bestürzt mußte er sich sagen, sie werde ihm wohl nie zurückerstattet.

Mittlerweile eilten Lou und Lisbeth nach Tautenburg in das Hotel, in dem Nietzsche sie erwartete. Am Vorabend der Abreise von Bayreuth hatte Fräulein Nietzsche eine „besondere Unterredung“ mit Wagner gehabt, bei der er ihr trotz seines Triumphes äußerst müde erschienen war. Vielleicht hätte ihm daran gelegen, eine Annäherung, eine Wie-

derversöhnung mit dem einstigen Jünger herbeizuführen; allein er sah die Unmöglichkeit ein. Beim Abschied äußerte er gedrückt: „Sagen Sie es Ihrem Bruder, seit *er* von mir gegangen ist, bin ich allein.“ Nietzsche wollte den zagen Freundesruf nicht hören. Vielmehr begann er sofort, dem geliebten jungen Mädchen das Wagnergift zu entziehen. Hatte man das Mysterium des christlichen Leidens hinter sich, dann mußte man die einfachere Tragödie des schmerzvollen Menschenloses ohne weiteres begreifen. Alle Pein des Daseins galt es zu bejahren, den Schmerz zu lieben; er war unser Schicksal, war lebensnotwendig. Was waren wir ohne ihn? „Wie? ein Gott, der die Menschen liebt, *vorausgesetzt* daß sie an ihn glauben, und der fürchterliche Blicke und Drohungen gegen den schleudert, der nicht an diese Liebe glaubt! Wie? eine verklausulierte Liebe als die Empfindung eines allmächtigen Gottes! Eine Liebe, die nicht einmal über das Gefühl der Ehre und der gereizten Rachsucht Herr geworden ist! Wie orientalisch ist das alles! „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ — ist schon eine

ausreichende Kritik des ganzen Christentums.“ Außerdem, war Lou nicht Jüdin? Schmerz *und* Lust, so riet die Weisheit. „Wir Immoralisten.“ — „Wir Heimatlosen.“

Begriff sie endlich?

Nein, sie begriff keineswegs. Nietzsche suchte sich einzureden, er verachte Lou. Er war eifersüchtig. Sie flirtete mit Paul Rée, und er verabscheute Intimitäten der beiden. Abermals ward er krank, schickte ihr Zettel von Zimmer zu Zimmer. „Zu Bett. Heftiger Anfall. *Ich verachte das Leben. F.N.*“ Dabei vergaß er, wie sehr er es gepriesen und wie er dem Schmerz gehuldigt.

Am 13. Juli hatte er an Peter Gast geschrieben: „Lou ... ist scharfsinnig wie ein Adler und mutig wie ein Löwe...“ Und am 4. August: „Ein Vogel (flog) an mir vorüber; und ich ... glaubte einen Adler gesehen zu haben.“

Fräulein Salomé verfaßte ein Gedicht *An den Schmerz*, und Nietzsche war tief ergriffen davon. Dann einen *Hymnus an das Leben*, der ihn sogleich zu jener Komposition begeisterte, von der schon die Rede war. Man nimmt sie mehrmals vor, ehe man endgül-

tig festzustellen wagt, sie klinge stark wagnerisch. Tatsächlich! Und was mag Nietzsche gedacht haben, da er von Gast, als Antwort auf die Zusendung dieser ersten Vertonung für Klavier und eine Singstimme, folgendes lesen mußte: „Um auf die Grundstimmung Ihrer Musik zurückzukommen: sie klingt mir christlich; ja, ich würde, wenn Sie mir die Musik ohne Text mitgeteilt hätten, sie für einen Kreuzfahrer-Marsch gehalten haben — christlich-kriegerisch...“ Christlich und wagnerisch, so klang also die Musik, die aus Nietzsches tiefster Seele kam und das Unausprechbare ausdrückte, ohne daß er dabei die geringste geistige „Reue“ empfand.

Was er seit seinem Knabenalter komponiert hatte, klang durchaus wagnerisch. Das Oratorium z. B., das er als Dreizehnjähriger „gemacht“, kam ihm, da er jene alten Papiere wieder hervorholte, in „Stimmung und Ausdruck ... ganz parsifalesk!“ vor, und er erklärte: „mit einem wahren Schrecken bin ich mir wieder bewußt geworden, *wie* nahe ich eigentlich mit Wagner *verwandt* bin.“ War es etwa nicht folgerichtig? Als er erkannte, wie

nahe Wagner seinem Empfinden stand, wehrte sich sein kritischer Verstand dagegen. Nietzsche gehörte zu jenen Naturen, denen es Notwendigkeit ist, ihr Verneinen und Verleugnen stark abzureagieren und die das einzige Mittel zur Selbstbehauptung darin erblicken. Tadelt man sie deswegen, um so schlimmer; das heißt, eigentlich um so besser. Als die arme Meysenbug Nietzsche inständig bat, sich zu Schopenhauer und Wagner zurückzufinden, hatte er dafür nur ein mitleidiges Lächeln. Als sein Verleger Schmeitzner ihm nahelegte, endlich wieder an Bücher „für das Publikum“ zu denken, das keine Aphorismen mehr von ihm lesen wolle, empfand er bei diesem Ansinnen nur „Ekel und Mitleid——!“ und ging noch entschlossener seinen einsamen Weg.

Noch einmal sei es betont: das Erlebnis der Sünde blieb Nietzsche fremd. Wie viele Empörer war er ein reiner Mensch, und gleich vielen Reinen besaß er ein christliches Gemüt. Müssen wir nicht bereits anerkennen, daß er einzig für andere lebte, zum Besten anderer, für ihr geistiges Wohlergehen? Voll-

kommensein bedeutete ihm Wahrhaftigsein. Seine Rechtschaffenheit galt dem Geiste, sein Entsagen und Verleugnen war auf Erkenntnis gerichtet. Wie die größten christlichen Heiligen war auch er ein würdiger Repräsentant der Armut. Ich erblicke ihn im Geiste: von körperlichen Schmerzen gepeinigt, verkannt und vereinsamt, mit leidenschaftlichem Eifer bedacht, die Menschheit zu fördern, und bin überzeugt, daß er als einer jener Ausnahmemenschen zu gelten hat, die Jesus die wahren Diener Gottes nannte. Besteht das Reich Gottes in jener inneren Freudigkeit, die wir nur durch unsägliche Opfer erringen, wer, nach Franz von Assisi, ist dann des Himmelreiches teilhafter geworden als Nietzsche? Vergessen wir schließlich nicht, daß diese neuen Bitternisse und tiefsten Enttäuschungen die herrlichste Schmerzensfrucht reifen sollten: ein vollkommenes Kunstwerk.

Hat die kleine Lou ihn verraten? Das hieße zu viel behaupten, denn sie hat Nietzsche nie geliebt. Alles spricht vielmehr dafür, daß Rée



ihr teurer und Nietzsche in steigendem Maße fremder geworden war. Sie trennten sich nochmals und trafen hierauf im Herbst wieder für etwa sechs Wochen in Leipzig zusammen. Von einem Heiratsantrag war freilich nun keine Rede mehr. Fräulein Nietzsche erwünschte die junge Russin und scheint wesentlich auf einen Bruch hingewirkt zu haben, den ihr Bruder vielleicht als Befreiung ersehnte. Man ging auseinander und schrieb sich Briefe, die kaum noch zu verzeihen waren. Ein letztes Mal griff Nietzsche zur Feder. Im Briefentwurf heißt es:

„Aber Lou, was schreiben Sie da für Briefe! So schreiben ja kleine rachsüchtige Schulmädchen. Was habe ich mit diesen Erbärmlichkeiten zu tun! Verstehen Sie doch: ich will, daß Sie sich vor mir erheben, nicht daß Sie sich noch verkleinern. Wie kann ich Ihnen denn vergeben, wenn ich nicht erst das Wesen wieder in Ihnen entdecke, *um dessentwillen* Ihnen überhaupt vergeben werden kann... Wie arm sind Sie in der Verehrung, der Dankbarkeit, der Pietät, der Höflichkeit, der Bewunderung, Scham — um von hohen Din-

gen nicht zu reden . . . Ich habe mich noch nie über einen Menschen getäuscht: und in Ihnen ist jener hohe Drang nach einer heiligen Selbstsucht, welche der Drang nach Gehorsam gegen das Höchste ist. Sie haben ihn wohl zuerst durch irgendwelchen Fluch verwechselt mit seinem Gegensatz, der Selbstsucht und Ausbeutelust der Katze, nichts als das Leben wollend... Adieu, meine liebe Lou, ich werde Sie nicht wiedersehen . . .“

Er fuhr sogleich nach Basel und äußerte den ihm befreundeten Overbecks gegenüber: „So gehe ich denn wirklich in die volle Einsamkeit.“ Frau Overbeck frug ihn aus, da sie fühlte, er habe eine entscheidende Krise hinter sich. Sie bekannte ihm, sie selber finde in der Religion weder mehr Trost noch Erfüllung, „der Gottesgedanke habe zu wenig realen Inhalt für sie“. Nietzsche erwiderte gerührt:

„Dies sagen Sie nur, um mir beizuspringen, geben Sie diesen Gedanken nie auf! Sie haben ihn, sich selber unbewußt; denn so wie Sie sind und ich Sie stets, auch jetzt wiederfinde, beherrscht ein großer Gedanke Ihr Le-



ben. Dieser große Gedanke ist der Gottesgedanke.“

Je mehr er sich persönlich von ihm abwandte, desto wichtiger erschien es ihm wohl, anderen die geistige Nahrung zu lassen, die sie vielleicht noch stärken konnte.

„Ich“, fügte er ergänzend hinzu, „habe (den Gottesgedanken) aufgegeben, ich will Neues schaffen, ich will und darf nicht zurück. Ich werde an meinen Leidenschaften zugrunde gehen, sie werfen mich hin und her; ich falle fortwährend auseinander; aber es liegt mir nichts daran.“

... „Nicht zurück“, „Neues schaffen“, „Vorwärts — — — und aufwärts! — —“, so weit wie möglich, lauteten Nietzsches Wahlsprüche. Oscar Wilde, dann André Gide nahmen sie späterhin wieder auf. Charles Du Bos erblickt in seinem tiefgründigen *Dialog* darin die bezwingendste Lockung für den modernen Geist, „die seltsame Gestalt, die der Böse annimmt, um unsere Zeit zu seinem Vorteil zu nutzen.“ Mag sein. Stellt jedoch solches Vordringen auf dem Gebiet der Moral oder dem des Geistes überhaupt nur der mensch-

lichen Kühnheit eine Falle, dann hat es als ehrenvoll zu gelten, das Wagnis unternommen zu haben.

Nach so langen Monaten heftiger Mißverständnisse vermochte einzig Italien Nietzsches lichtvolle Trösterin zu werden. „Meiner Seele fehlte die Haut sozusagen“, schrieb er, rückblickend auf diese Jahre. Erneut suchte er Genua auf, entdeckte Rapallo, Portofino, Zoagli. Hier konnte man ihn auf den Küstenwegen, durch Fischerdörfer und unter bläulichen Kiefern wandern sehen, ihn, von dem die Pharisäer des alten Judäa nicht zu sagen gewußt hätten, ob er ein Prophet oder ein böser Geist sei, ihn, den die Genuesen *il piccolo santo* nannten, der nun ein Manuskript in der Tasche hatte, auf dessen erste Seite er mit schönen Lettern geschrieben: *Also sprach Zarathustra, ein Buch für alle und keinen.*

VII

DIE TOTEN GÖTTER  
UND DER LEBENDE PROPHET



---

„Wir können nur lieben, was wir schaffen“, sagt Valéry. Und Mauriac hält ihm entgegen: „Wir können nur den lieben, der uns geschaffen... Was wir hingegen schaffen, kommt uns aus zweiter Hand, ihm hauchen wir kein Leben ein.“

Hier steht die Anschauung des Intellektuellen der des Christen schroff gegenüber. Dem einen gilt alles Glück, alle Lust, alles Leben als im Ich beschlossen, durch das Ich bedingt. Dem andern ist der Mensch nur dadurch wertvoll, daß er es vermag, sich wieder kindlich einer an Großmut weit reicheren Liebe als der eigenen anzuvertrauen. Was der Christ Geben heißt, ist nur ein Rückerstatten, sind heiße Tränen, mit denen er die hassenswerte liebe Sünde beweint. Der geistig Eingestellte

aber trägt seinen Stolz zur Schau, selbst dann, wenn es seine Enttäuschungen sind, die ihn begeistern. Ein Mißverstehen von Grund aus wird stets die erhabensten Geister scheiden. Die einen erklären: das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt. Die andern: liebet die Erde, das Diesseits. Letzten Endes stellen beide Anschauungen nur eine abweichende Lesart der uralten Unterscheidung des Paulus in seiner ersten Epistel an die Römer dar: „... und haben geehret und gedienet dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer...“

Obwohl die Stiele und Stengel, die gleichsam die Blüten des menschlichen Dichtens tragen, weit auseinanderstehen, vereinigen sie sich dennoch in einer Wurzel. Sie wachsen aus dem selben Erdreich auf, nähren sich vom gleichen Saft. Allein wie ungleich sind Blüten und Früchte. Wer wollte sich ein allgemeingültiges Urteil über ihren Geschmack, ihre Schönheit anmaßen? Wer sich für Jesus oder Zarathustra entscheiden? Jede Pietätlosigkeit liegt mir bei dieser Gegenüberstellung fern. Ich beabsichtige nicht, eine menschliche Gestalt dem Gottessohne gleichzusetzen,

sondern wir wollen zu verstehen versuchen, warum jene bei aller dichterischen Fülle uns nur eine erlesene, etwas bitterschmeckende Frucht darreicht, dieser eine bescheidene, aber fruchtschwere Garbe aus allen menschlichen Ernten. Millionen lesen die Evangelien, einige Hunderte vielleicht den *Zarathustra* wieder und wieder. Übt denn der, so das Leiden auf sich nahm, eine stärkere Anziehungskraft aus als der Verkünder tiefster Lust? Zarathustra will sein Leben tanzen, Gott tanzen. Er preist den Willen zur Macht, vertritt die Herrenmoral. Das christliche Paradies ist einzig für die Sklavenseelen, für die Schwachen und Mitleidigen da. Nietzsche nennt das Christentum die Moral der Besiegten, Unterlegenen. Gott kümmert sich nur um die verlorenen Schafe, Nietzsche nur um die klugen, kühnen, um jene, die nicht in die Tiefe stürzen, sondern zu höchsten Gipfeln emporklimmen.

Es gilt zwischen dem Starken und Schwachen zu wählen, und stets werden die Menschen sich aus angeborenem Herdentrieb zum Schwachen bekennen. Das Schwache ist reich an Illusionen und Verheißungen. Das

Rätselvolle an ihm zieht an, das Schattenhafte, das Mögliche, Unmöglichste. „Es gibt Prediger des Todes: und die Erde ist voll von solchen, denen Abkehr gepredigt werden muß vom Leben. — Voll ist die Erde von Überflüssigen, verdorben ist das Leben durch die Vielzuvielen. Möge man sie mit dem ‚ewigen Leben‘ aus diesem Leben weglocken!“ Es sind die „Schwindsüchtigen der Seele“, die vermeintlich Guten. Es sind die Züchtigen, Keuschen. Ergänzen wir: die nicht aus Erfahrung wissen, was Keuschsein bedeutet; die Guten, denen es an kritischem Verstande gebricht; die Liebenden, die das wesentlichste Gebot aller Liebe mißachten: die Selbstsucht. Wohlan, Zarathustra lehrt die Liebe zum Leben, nicht die zum Tode. Er rät nicht zur Nächstenliebe, sondern zur „Fernstenliebe“. Laß deinen „herrschenden Gedanken“ hören, sagt er, nicht, daß du einem „Joche“ entronnen bist. Laß hören, daß „du dir selber *dein* Böses und *dein* Gutes geben (kannst) und deinen Willen über dich aufhängen wie ein Gesetz! ... Hüte dich vor den Guten und Gerechten... Hüte dich auch vor der heiligen





*Sils-Maria, Fextal*



Einfalt!“ Den Frauen rät er: „In eurer Liebe sei Tapferkeit! ... Aber dies sei eure Ehre: immer mehr zu lieben, als ihr geliebt werdet...“ Und weiter sagt er: „Eure Liebe zum Weibe und des Weibes Liebe zum Manne: ach, möchte sie doch Mitleiden sein mit leidenden und verhüllten Göttern! Aber zumeist erraten zwei Tiere einander.“

Jesus starb zu jung, und die Hebräer befällt Trübsal in jungen Jahren. Christus ist nicht alt genug geworden, um sich zur Heiterkeit durchzuringen. Er hat nicht mehr widerrufen können. Der Liebe des Jünglings mangelt die Erfahrung und Reife des Mannes; deshalb verachtet er Welt und Leben. Doch sei eingedenk: das Leben im Diesseits ist dein ewiges Leben.

Also sprach Zarathustra in seinem ersten Buche. Und nachdem er also gesprochen, ließ er sich wie Gide in den *Nourritures* vernehmen: „Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden...“

Nietzsche schrieb die endgültige Fassung dieses ersten Buches in der Zeit vom 1. bis

10. Februar 83 unter dem Zwange seiner inneren Stimmen nieder. „Der Begriff Offenbarung“, erklärte er später, „in dem Sinn, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, etwas *sichtbar*, hörbar wird, etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, man sucht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst...“ An den Vormittagen stieg Nietzsche gen Süden, an Pinien vorbei, auf der schönen Straße nach Zoagli hinan. Nachmittags ging er um die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter Portofino herum. Dies waren seine Wege nach Damaskus, war die Landschaft seiner Visionen. Hier „fiel mir der ganze erste *Zarathustra* ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus; richtiger, *er überfiel* mich...“, bekannte er. Er fühlte sich erleichtert, wie einer, der hinfort getrost sterben kann, er, der so lange gefürchtet, der

Größe seiner Aufgabe gesundheitlich nicht gewachsen zu sein. Allzu schwere Pflichten werden schwachen Schultern in der Regel nicht aufgebürdet. Die Natur läßt jedoch Künstlern fast immer die Zeit, ihr Wesentlichstes zu geben. Zwischen der Lebenskraft schöpferischer Geister und ihrem Werke besteht eine geheime Wechselbeziehung. So starb Beethoven nicht, ehe er die Neunte Symphonie vollendet; und starben Baudelaire, Rimbaud, Mozart, Bizet, Chopin jung, so hatten sie sich zweifelsohne künstlerisch bereits hinreichend ausgesprochen.

Auch Nietzsche drängten sich dunkle Ahnungen auf. Sein Vater war sechsunddreißigjährig gestorben, und oft läßt sich ja ein rätselhafter physiologischer Parallelismus in bezug auf den ‚Ablauf des Lebens‘ zwischen Vater und Nachkommen aufzeigen. So fällt die Entstehungszeit des *Zarathustra* tatsächlich mit kritischen Daten männlicher Familienmitglieder Nietzsches zusammen. Er selbst empfand in diesen Jahren, daß er „auf den niedrigsten Punkt seiner Vitalität“ gekommen war und schrieb an Peter Gast: „Ich

bin so durch fortwährende Schmerzen zerbrochen, daß ich nichts mehr beurteilen kann, ich sinne darüber nach, ob' es mir nun nicht endlich erlaubt sei, die ganze Bürde abzuwerfen; mein Vater, als er so alt war wie ich es bin, starb. —“ Hatte er vielleicht bereits seinen Schwanengesang gesungen, und nachdem jetzt sein Sohn geboren war, was konnte ihn fürder am Leben erhalten? Doch er sollte es erfahren, und zwar ganz überraschend.

Als Nietzsche am 14. Februar, eigentlich ohne bestimmtes Vorhaben, nach Genua reiste und sich wider alle Gewohnheit eine Abendzeitung kaufte, las er, daß Wagner gestorben. Am selben Tage, „genau in der heiligen Stunde“, in der sein einstiger Gott verschieden (ein weiterer toter Gott!), hatte Nietzsche die Schlußpartie des ersten Zarathustra-Teiles beendet, den neuen Gott geschaffen. Tief erschüttert stellte er dies fest. Der Schein der Fackel hatte herübergeleuchtet. Sogleich schrieb er an Cosima: „Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele... So sehe ich heute auf

Sie ... als auf die bestverehrte Frau, die es in meinem Herzen gibt.“

Im Grunde fühlte sich Nietzsche durch diesen Todesfall befreit. „Es war hart“, äußerte er Gast gegenüber, „sechs Jahre lang Gegner dessen sein zu müssen, den man am meisten verehrt hat... Zuletzt war es der altgewordene Wagner, gegen den ich mich wehren mußte; was den eigentlichen Wagner betrifft, so will ich schon noch zu einem guten Teile sein *Erbe* werden...“ Wobei er bestimmt nicht an eine geistige Nachfolge dachte, sondern an Wagners Größe, deren Anziehungskraft Nietzsche „alle die Menschen weggenommen hatte, auf welche in Deutschland zu wirken überhaupt Sinn haben“ konnte, und an den dionysischen Rhythmus. Dieser war eine Art heiliger Raserei; jedoch glaubte er erläutern zu müssen, „der wahre Künstler sei der, welcher ‚mit Vernunft rase‘“. Da es sich nun aber doch um Vernunft handelte, warum sträubte sich Nietzsche zuzugeben, was Wagner ihm gewesen; warum wollte er, wenn schon dem Werke nicht, so mindestens doch dem Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen?



Er hatte ihn geliebt, „es war wirklich“, so schrieb er, „eine tiefe *Liebe*, ohne Nebengedanken“ gewesen, und er gedachte melancholisch der Zeiten, in denen er das Entstehen des letzten Teiles des *Siegfried* miterlebt... Recht weit zurückliegende Zeiten allerdings, ganz besonders seit sein innig geliebtes Kind, sein Zarathustra, zur Welt gekommen war. Und in stets gleich bangem Entzücken kündigte er seinem Verleger ein „fünftes ‚Evangelium‘“ an „oder irgend etwas, für das es noch keinen Namen gibt, bei weitem das Ernsthafteste, und *auch* Heiterste meiner Erzeugnisse...“ Anbetracht dieser dithyrambischen Dichtung bat er um eine würdige Buchausstattung, stärkeres Velin und „eine schwarze Linie, welche den Text jeder Seite einfaßt“.

Daneben beschäftigten ihn Musik, Bizet, ‚Carmen‘, Reisepläne. Sollte er nach Barcelona fahren oder an die Südhänge des Montblanc? Er fuhr nach Rom.

Rom, Piazza Barberini 56, „ultimo piano“, bei einem Schweizer, dem Landschaftsmaler



Müller. Nietzsche verabscheute die ewige Stadt, diesen „für den Dichter des Zarathustra unanständigsten Ort der Erde“. Die zahllosen Kirchen und der viele Marmor bedrückten ihn. Plump und barbarisch empfand er dies alles mit seinem griechischen Herzen. Vor der Basilica des Constantin erklärte er: „Daß Kampf und Ungleiches auch noch in der Schönheit sei und Krieg um Macht und Übermacht: das lehrt uns hier das deutlichste Gleichnis.“ Eine unsagbar schwermütige Melodie verfolgte ihn damals, deren Refrain sich in die Worte fassen ließ: „tot vor Unsterblichkeit.“ Fürwahr, ein Gedanke, bei dem sich die Zeit wie Dunst verflüchtigte und der alles Denken unendlich weitete.

Er dichtete sein *Nachtlied*, das mit dem Rauschen der Fontana del Tritone auf der piazza Barberini und den gespenstisch über sie huschenden Liebespaaren in das zweite Buch des *Zarathustra* eingehen sollte. Einsam auf seiner hochgelegenen Loggia sitzend, blickte Nietzsche hinab und lauschte. „Das ist meine Armut, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid,

daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.“ Sie war bereits recht verblaßt, die Erinnerung an die kleine Lou. Nietzsche frug sich mitunter sogar, ob dies Erlebnis vielleicht nur ein böser Traum gewesen sei. Wohl kaum, denn er litt noch immer darunter. Allein, trauern wir nicht gerade unserm Schmerz nach, wenn wir eine Liebe betrauern, einem Schmerz, der, tief empfunden und innig gehegt, beinahe zur Lust wird? Zu einer freilich recht bitteren, ‚bittersüßen‘ Lust, wie unsere Dichter im sechzehnten Jahrhundert sich ausdrückten. Sie ward die Süße des zweiten Buches des *Zarathustra*. Künftig sprach Nietzsche in verliebter, fast wollüstiger Art und Weise von seinem erlebten, gepriesenen, überwundenen Schmerz.

„Da du jung warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hin wolltest“, sagt Christus zu Petrus, „wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken...“

Nietzsche hatte keine Geliebte, keinen Schüler, keinen wirklichen Freund. Wie hart mußte er werden in seiner eisigen Einsam-

keit! Nie hat er jene Stunden der Ohnmacht und des Verlassenseins durchlebt, in denen wir das erstbeste menschliche Wesen lieb gewinnen, sei es nun ein Kaffeekehrer oder ein Straßenmädchen; jene Stunden der Abspannung, in denen wir uns willenlos treiben lassen, in denen uns jedes einigermaßen hübsche, junge Geschöpf zur Retterin wird. (In Toulon sah ich einst eines Nachts eine junge raffinierte Frau in eine elende Behausung eintreten und den Arm eines einfachen Seemannes ergreifen, um sich in ihrer Verlassenheit ein wenig an soviel gelassen strotzende Muskelkraft anzuklammern. Das beruhigt augenblicklich Körper wie Geist.) Nietzsche jedoch kam stets ohne Menschen aus. Er sprach für Taube, klärte einzig Blinde auf und ließ sich trotzdem nicht abschrecken. Wie tief mußte er von seiner Sendung durchdrungen sein, um dies eifrige, ohne Jünger aussichtslose Predigen fortzusetzen! Er wollte den Menschen einen neuen Glauben schenken, ihre Lebensfreude steigern, die Notwendigkeit der Bejahung des Daseins erweisen. Mit seiner Überfülle dach-

terischer Schöpferkraft ward er ein Sprach-  
erneuener und brachte die deutsche Prosa in  
bisher ungeahnter Weise zum Klingen. („Ich  
bilde mir ein, mit diesem *Zarathustra* die  
deutsche Sprache zu ihrer Vollendung ge-  
bracht zu haben. Es war, nach *Luther* und  
*Goethe*, noch ein dritter Schritt zu tun... Ich  
habe die strengere, männlichere Linie vor  
ihm voraus, ohne doch, mit *Luther*, unter die  
Rüpel zu geraten. Mein Stil ist ein *Tanz*; ein  
Spiel der Symmetrien aller Art und ein Über-  
springen und Verspotten dieser Symmetrien.  
Das geht bis in die Wahl der Vokale.“). Er  
huldigte Frankreich, indem er *Taine*, den ein-  
dringlichsten kritischen Geist jener Zeit, sei-  
ner Wertschätzung versicherte. Nietzsche be-  
freite die Gemüter — wenigstens nahm er es  
an — von den hemmendsten Vorurteilen. Je-  
doch kein Mensch kümmerte sich um sein  
Tun. Einzig der dänische Literaturhistoriker  
Georg Brandes drang mit unbezwinglicher  
Wißbegier tief in dies von dem Ruf der neuen  
Götter erfüllte Tal ein. Und der Altmeister  
*Taine* bekundete in Briefen dem Geistes-  
fürsten höflichst allen Respekt. Ohne Zwei-

fel hielt er ihn für einen literaturbeflissenen Professor.

Nietzsche verließ Rom und begab sich ins Oberengadin, um dort, wiederum in zehn Tagen, das zweite Buch seines *Zarathustra* niederzuschreiben. In ihm findet sich ein Ebenbild der zwar nicht mit dem Haupt eines neuen Johannes, wohl aber mit Cupido tanzenden Fräulein Salomé.

„... Veränderlich bin ich nur und wild und in allem ein Weib, und kein tugendhaftes: ob ich schon euch Männern ‚die Tiefe‘ heiße oder ‚die Treue‘, ‚die Ewige‘, die ‚Geheimnisvolle‘. — Doch ihr Männer beschenkt uns stets mit den eigenen Tugenden — ach, ihr Tugendhaften!“

Wie töricht erscheint uns, fürwahr, unsere Tugend angesichts der bewundernswerten Wesensart der Frau, die in ihrer Naturverbundenheit stets ihr wirkliches Verlangen zu bekunden weiß.

Erneut trieb es Nietzsche dem Winde, felsig schroffem Gelände, den Pinien entgegen,

die in der Sonnenglut ächzten, immer dem selben, „mittelmeerischen“ Horizonte zu.

Nizza, Ende November 1883 und Januar 1884.

Der brausende Mistral mit seinem Pfeifen und Singen, der Klang des Provençalischen, das waren Dinge, leicht und stark wie der Geist. Nietzsche hatte sich im älteren, italienischen Nizza, unweit des Hafens, eingemietet. Gewohntermaßen ging er spazieren, wobei er mit seinem Stocke entweder das Pflaster dieser Stadt wollüstiger Weiber berührte oder die steinigen Wege der Umgebung. Nach neuen Wochen so heftiger Schmerzen, daß er verrückt zu werden glaubte und Selbstmordgedanken sich aufdrängten, genas er ganz unvermutet und wunderbar, lebte auf. Er entdeckte das in Richtung Monaco auf einem hohen, zuckerhutförmigen Felsen gelegene maurische Dorf Eza. Und das dritte Buch des *Zarathustra* raunte ihm der rauhe Wind, der durch die Olivenzweige fuhr, ins Ohr. „Ich bin ein Wanderer und ein Bergsteiger, sagte er zu seinem Herzen“. „Liebt immerhin euren Nächsten gleich euch — aber seid mir

erst solche, die *sich selber lieben* — mit der großen Liebe lieben, mit der großen Verachtung lieben!“ Also sprach Zarathustra, der Gottlose. —“

Auf diesen Trümmern spanischen Gemäuers, den blauen Himmel Italiens über sich und beim leisen Rauschen des französischen Laubwerks hauchte Nietzsche in jenem Kapitel *Von alten und neuen Tafeln* seinem heidnischen Christus die Seele ein.

„Als ich zu den Menschen kam, da fand ich sie sitzen auf einem alten Dünkel: alle dünkten sich lange schon zu wissen, was dem Menschen gut und böse sei...“

„Dort war's auch, wo ich das Wort ‚Übermensch‘ vom Wege auflas, und daß der Mensch etwas sei, das überwunden werden müsse,

— daß der Mensch eine Brücke sei und kein Zweck: sich seligpreisend ob seines Mittags und Abends, als Weg zu neuen Morgenröten:

— das Zarathustra-Wort vom großen Mit-tage, und was sonst ich über den Menschen aufhängte, gleich purpurnen zweiten Abend-röten.“



Ja, hier kam es Nietzsche am deutlichsten zum Bewußtsein, daß er sich selbst überwunden. Wie es ihm vorgeschwebt, war er hier der zugleich Ärmste und Reichste gewesen. *Zarathustra* blieb sein „Erbauungs- und Ermutigungs-Buch“. Es ist eine Dichtung, die sich Nietzsches Unbewußtem entrungen, jenem Unbewußten, das ihn ungleich gewaltiger dünkte als alles Bewußte. Alle seine Werke wurden ihm von Gewalten eingegeben, die durch ihn nach Ausdruck rangen und von denen er sich willig leiten ließ. Stets gerieten seine Bücher anders als er sie ursprünglich konzipiert. Denn auch gegen unsern Willen erzwingt sich das Unbewußte Gestalt und Leben. Der Dichter hat zwar die Pythia auf den Dreifuß zu heben, was sie jedoch verkünden wird, wer kann es wissen?

Nietzsche ist der letzte Prophet eines geistigen Europa gewesen, eines Europa, dessen Begeisterungsschwung mit dem Kriege restlos dahinsank. Sein Weg, der ihn von Sorrent nach Venedig, von Genua nach Portofino, von Sils-Maria nach Eza führte, um wenig später in Turin zu enden, kennzeichnet die letzte



Wanderung eines den Gipfeln und Abgründen des Menscheistes leidenschaftlich verhafteten Dichters. Drei Wendepunkte konnten wir wahrnehmen: wir sahen ihn den Wert der Einsamkeit und Armut erkennen; sahen ihn das Dasein lieben, aller Verachtung zum Trotz; vernahmen seinen Ruf an die wenigen, die würdig erschienen, vom Sinn des Übermenschen zu erfahren. An sich keineswegs überholte Wandlungen und Aufgaben, um zu einer Lebensdeutung zu gelangen; heutzutage aber beinahe unmöglich geworden, da man nicht mehr danach trachtet, das Leben zu deuten, sondern einzig noch, es zu leben.

Wer in unseren Tagen nach Eza hinauf will, benützt die steinigen, beschwerlichen Fußwege nicht mehr, die der Dichterphilosoph Anno 1884 in Nagelschuhen erklimmte, sondern erreicht es über die Nouvelle Corniche im Auto, weich und bequem. Oben wird zunächst ein flüchtiger Blick auf die armseligen Überreste der maurischen Burg geworfen, dann aber wendet sich das Inter-

esse sogleich der herrlichen, von Madame Balsan-Vanderbilt, restaurierten 'Kloster-Villa zu. Auf ihrer Nordseite gemahnt alles an vergangene Zeiten; auf der Südseite dagegen blühen lebensfrische Rosen. Sie haben es leicht, über das Entschwundene zu triumphieren, diese amerikanischen Rosen. Wie sehr hätte Nietzsche sie gepriesen! Bleibt der Erde treu, würde er erklärt haben, selbst dann, wenn ihr nicht wißt, warum; einfach darum, weil sie so schön ist.



*Eza*



VIII

ER KAM AUS EINEM  
UNBEWOHNTEN LANDE



---

Nietzsche sah es als seine Aufgabe an, im Freien zu leben und zu arbeiten. „...Mein schönstes Studierzimmer, die piazza di San Marco, Frühling vorausgesetzt, insgleichen Vormittag, die Zeit zwischen 10 und 12“, schrieb er im April 85. Strand und Pinien von Sorrent, die ehemaligen Befestigungswerke von Genua, dann der Golf von Rapallo, die Lärchenwaldungen und Tannen von Sils-Maria, die nach Eza hinaufführenden Pfade und der geliebte Markusplatz in Venedig, das waren Nietzsches Bibliotheken. Gewiß anregendere Arbeitsräume als die der Professoren. Natürlich hatte er stets irgendeine größere Bücherkiste in seinem Zimmer stehen. Wer jedoch zu beobachten und aufzuhorchen weiß, seine Erkenntnisse und Klänge einzig aus

sich schöpft, der benötigt eigentlich nur Notizbuch und Bleistift.

Auch gab es eine gewisse Musik: die Peter Gasts. Ohne Musik blieb das Leben einfach unvorstellbar. Wirkliche Gefährten, die „tief und lustig genug“ waren, durfte man nur unter „Menschen ... mit âmes mélancoliques et folles“ suchen; auf sie konnte man schlechterdings nicht verzichten. Unter den Lebenden war Gast solch ein Gefährte; unter den Verstorbenen: Stendhal und Abbé Galiani. Beide hatten „es auf Erden nicht aushalten können ohne die Liebe zu einem Musiker des Glücks (Galiani nicht ohne Piccini, und Stendhal nicht ohne Cimarosa und Mozart)“. Venedig bedeutete für Nietzsche: Stille und des Freundes Flügel. Ach, die schlimmen Augen; jetzt war er fast blind, alles vor ihm schien wie mit Schleiern überdeckt, die Augen trännten beständig, und immerzu litt er unter Kopfschmerzen. Allein Venedig blieb Venedig, eine Stadt, wie geschaffen zum Nachdenken, und allabendlich setzte sich Gast an die Klaviatur. Teurer Gast, ihm gelang es so wenig wie Nietzsche, sich bei den Zeitgenossen durch-



zusetzen. Seine Oper war fertig, aber kein Theater wollte sie aufführen. Nach Nietzsches Ansicht gleichwohl das Beste, was Deutschland seit Mozart und Beethoven hervorgebracht hatte. Er äußerte:

„Einstweilen ist es die Wagnerei, die Ihnen im Wege steht; auch die deutsche Vergröberung und Vertölpelung, die seit dem ‚Reiche‘ wächst und wächst. Wir müssen auf Mittel und Wege denken, uns zur Wehr zu setzen, daß man Sie und mich nicht mundtot macht.“

Wie heftig und doch ohne alle Emphase klagt er hier, daß man sie beide nur ja nicht „mundtot“ mache. Wie wahr und zugleich fürchterlich es klingt. Denn im Frühling 1885 waren drei Teile des *Zarathustra* bereits gedichtet, veröffentlicht und wurden (wie Nietzsches frühere Bücher) äußerst gleichgültig aufgenommen. Die Nachfrage erwies sich als so gering, daß kein Verleger den vierten Teil herausbringen wollte. Nietzsche mußte sich entschließen, die Kosten für einen Privatdruck von nur vierzig Exemplaren selbst zu tragen; sieben wurden an Freunde gesandt, der Rest harnte würdiger Leser. „Fünzig

Jahre später werden vielleicht einigen . . . die Augen dafür aufgehen, *was durch mich getan ist*“, hatte er bereits vor Jahresfrist geschrieben. Auch Stendhal hatte von sich einst Ähnliches prophezeit, und Stendhals Voraussage begann allgemach sich als richtig zu erweisen. Jedoch wie stand es bei ihm, Friedrich Nietzsche? In fünfzig Jahren würde er neunzig sein. Er mußte lächeln. Nein, so lange wollte er nicht aushalten. Zwei oder drei Jahre vielleicht noch, aber dann . . . Und er schrieb unermüdlich.

In diesem Jahre machte er einen „Seitensprung“ nach Florenz. Vermutlich betrachtete er dort kein einziges ‚Kunstwerk‘, denn er erging sich nur noch im Freien. Dagegen stieg er nach San Miniato hinauf, von wo er, gleich Dante, gleich Michelangelo, auf die Stadt hinabsah, wie wir alle, die wir bei dem herrlichen Rundblick von der alten Festungsmauer des hier oben gelegenen Friedhofs aus an irgend etwas für immer Unvergeßliches gemahnt werden; an irgendeine dieser viel zu bezwingenden, viel zu köstlichen Stätten, um sie in der Erinnerung nicht mit den Zü-

gen jenes Angesichts zu verbinden, dem die Liebe des Florenz unseres Herzens gilt. Zwei schöne, zu dem vom Nebel umbrauten Dome emporblickende Augen, ein in dieser lieblichsten Stadt Italiens von einem Lächeln umspielter Mund, das ist unser San Miniato, ist die Poesie unserer toskanischen Morgen.

Und was erlebte Nietzsche? Er überraschte den greisen Astronomen Leberecht Tempel auf der nahen Sternwarte von Arcetri; einen Deutschen, der hier eifrig seinen Problemen nachhing, jedoch alle Schriften Nietzsches gelesen hatte und „mit Begeisterung Stellen aus ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ rezitierte“. Immerhin Grund genug für einen Autor, sich glücklich zu schätzen, vorausgesetzt, daß einen die Feststellung überhaupt erfreut, gelesen zu werden. Vielleicht war Nietzsche sogar gerührt anlässlich dieser flüchtigen neuen Bekanntschaft. In seinem liebeleeren Dasein verdient die Begebenheit jedenfalls erwähnt zu werden, so geringfügig sie an sich scheinen mag.

Als er im Frühling des folgenden Jahres, 1886, Venedig wieder aufsuchte, brachte er ein neues, fertiges Manuskript mit. Im Januar, in Nizza, hatte sich bereits ein Verleger dafür gemeldet, und da Nietzsche das Angebot beim Zubettgehn empfangen, hatte er sich vor Freude nicht enthalten können, noch rasch „im Hemde einen kleinen Rundtanz zu machen“. Ein Abschluß war indessen nicht zustande gekommen und nichts übriggeblieben, als „ein Fädchen ums Manuskript“ zu binden und es beiseite zu legen. Dies fertige Werk war *Jenseits von Gut und Böse*, das eines der makellosesten und leuchtendsten Kleinodien der deutschen Prosa bleiben wird. Es ist wahrlich erstaunlich und in philosophischer Hinsicht erhebend, zu sehen, wie Nietzsches Denken um so beflügelter wird, je mehr er sich dem geistigen Zusammenbruch nähert. Nunmehr gebot er über ein fast übernatürliches Vorherwissen und die wunderbarste Divinationsgabe. Auf so mancher Seite des neuen Werkes glaubt man bereits Bergson und Freud zu hören, und Gide; ja selbst Maurras durch das hindurch, was über

Macchiavelli gesagt wird. Mussolini nicht zu vergessen! Viele, die Gegenwart beschäftigende psychiatrische, psychologische und politische Probleme werden hier aufgeworfen und teilweise im Sinne der neuesten Forschungsergebnisse gelöst. Trotzdem steht das Buch den sozialistischen Strömungen unserer Zeit entgegen. Es ist „eine *Schule des Gentlehomme*, der Begriff geistiger und radikaler genommen, als er je genommen worden ist. Man muß Mut im Leibe haben, ihn auch nur auszuhalten, man muß das Fürchten nicht gelernt haben...“ Hier handelt es sich um „Distanz“, wie Georg Simmel sagt, um die „naturgegebenen Unterschiede zwischen Hohen und Niederen, Vorschreitenden und Verkümmerten, Herren und Sklaven...“, um „Rangverschiedenheiten“, eine neue „Wertkategorie“: die Vornehmheit. In summa: es wird zwar keineswegs ein offizieller, irgendwelchen Popanzen dienender Heroenkult gefordert, wohl aber die Verehrung der wahren Geisteshelden, sollten sie auch zeitlebens unbekannt geblieben sein wie Nietzsche selbst. Napoleon und Goethe sind ohne Zweifel als

Helden dieser Art zu werten. Aber auch Chopin, Nietzsche, Proust. Nietzsche bekundet sogar eine besondere Vorliebe für die Anspruchslosen, Verkannten, Totgeschwiegenen und Leidenden, denen er sich verwandt fühlt. Sie scheinen ihm in gewisser Hinsicht die würdigeren, vornehmeren Geister zu sein. In diesem neuen Buche geht es gleicherweise um Herzenskultur und Geisteskultur; es stellt eine Genealogie des Gewissens auf, gibt eine Naturgeschichte der moralischen Empfindungen und zielt auf eine Rangordnung der Werte.

Willst du „Herr“ oder „Knecht“ sein? (Entscheiden wir uns für Herrenmoral.) Wohlan, so habe den Mut, mit vielem Plunder kleimütiger Seelen aufzuräumen, wie: „Gleichheit der Rechte“, „Mitgefühl für alles Leidende“, falschverstandene Güte, Altruismus. Andernfalls bleibe „Knecht“, huldige der Sklavenmoral. Gehörst du aber zu jenen, so mache dir klar, unter welchen Bedingungen „bisher die Pflanze ‚Mensch‘ am kräftigsten in die Höhe gewachsen ist“. Entwickle deine „Erfindungs- und Verstellungskraft“ (deinen



Geist) ins „Feine und Verwegene“ und steigern deinen Lebenswillen bis zum Machtwillen. Seit Jahrtausenden ist es üblich, die Folgen einer Handlung nicht nach dem Wert oder Unwert dieser Handlung zu beurteilen, sondern nach ihrer Herkunft, ihrer „Herkunft aus einer Absicht“. „Wir Immoralisten“ gestehen, daß uns diese Herkunfts- und Absichtenmoral ein Vorurteil dünkt, das es zu überwinden gilt, um zunächst an der Schwelle einer „außermoralischen“ Periode zu stehen.

„Wohin müssen *wir* mit unsren Hoffnungen greifen? — Nach *neuen Philosophen*, es bleibt keine Wahl; nach Geistern, stark und ursprünglich genug, um die Anstöße zu entgegengesetzten Wertschätzungen zu geben und ‚ewige Werte‘ umzuwerten, umzukehren; nach Vorausgesandten, nach Menschen der Zukunft, welche in der Gegenwart den Zwang und Knoten anknüpfen, der den Willen von Jahrtausenden auf *neue* Bahnen zwingt. Dem Menschen die Zukunft des Menschen als seinen *Willen*, als abhängig von einem Menschenwillen zu lehren und große Wagnisse und Gesamtversuche von Zucht

und Züchtung vorzubereiten, um damit jener schauerlichen Herrschaft des Unsinnns und Zufalls, die bisher ‚Geschichte‘ hieß, ein Ende zu machen — der Unsinn der ‚größten Zahl‘ ist nur seine letzte Form —: dazu wird irgendwann einmal eine neue Art von Philosophen und Befehlshabern nötig sein, an deren Bilde sich alles, was auf Erden an verborgenen, furchtbaren und wohlwollenden Geistern dagewesen ist, blaß und verzwergt ausnehmen möchte. Das Bild solcher Führer ist es, das *vor unsern* Augen schwebt: — darf ich es laut sagen, ihr freien Geister?“

Interessant ist die Feststellung, daß diese Gedanken unter einem benachbarten Himmelsstrich etwa zu der Zeit gedacht und niedergeschrieben wurden, da Mussolini das Licht der Welt erblickte. Sie sind völlig italienisch gefärbt, und zwar im Sinne eines einstigen Italien à la Stendhal und auch eines moderneren, realistischen; sie entsprechen einem Venedig Peter Gasts und sind voll klingender, tanzfroher Musik nach Art Georges Bizets. Mitunter huscht noch gespenstisch eine Lou Salomé vorüber, der Nietzsche die letzte



Hülle vom Leibe zu reißen sucht: laß deinen hübschen, schmiegsamen kleinen Körper sehen, listiges Weibchen, deinen geschmeidigen, lauernden Wildkatzenkörper. Doch warte, ich will dir zuvor die Krallen stutzen...

In diesem Buche verraten Nietzsches physiologische Untersuchungen manchmal etwas wie Raserei der Leidenschaft, eine Vergan-genem zugewandte Eifersucht; sie ist die schlimmste, die rachedurstigste. „Die Menschen der tiefen Traurigkeit verraten sich“, schreibt er, „wenn sie glücklich sind: sie haben eine Art, das Glück zu fassen, wie als ob sie es erdrücken und ersticken möchten, aus Eifersucht...“

Plötzlich entschloß er sich, der Augen wegen die Lagunenstadt zu fliehen. Er fuhr schnurstracks nach Leipzig, um seinen alten Freund, den Hellenisten Erwin Rohde, wiederzusehen, sich mit einem Menschen von gleichem Bildungsgrade auszusprechen. Rohde schrieb nach diesem Zusammensein: „Eine unbeschreibliche Atmosphäre der *Fremdheit*, etwas mir damals völlig Unheimliches, umgab ihn. Es war etwas in ihm, was ich sonst

nicht kannte . . . Als käme er aus einem Lande, wo sonst niemand wohnt.“ Ein herrlicher Ausspruch! So muß es gewesen sein, fühlt man sogleich. Nietzsche kam in der Tat aus einem unbewohnten Lande, einem Lande, in dem wir stets einsam sind, wo wir einzig uns selbst begegnen.

Seinen Verlegern brachte er sein von Verzweiflung kündendes, hinreißendes und prophetisches Buch. Lächelnd bedeutete man ihm, das sei ‚Zukunftsmusik‘.

IX

„ALLE PROBLEME  
INS GEFÜHL ÜBERSETZT“





„Die Stadt der hundert Einsamkeiten“



---

## „Dionysos-Dithyramben.

Dies sind die Lieder Zarathustras, welche er sich selber zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge.“

### „Das Feuerzeichen.

Hier, wo zwischen Meeren die Insel wuchs,  
ein Opferstein jäh hinaufgetürmt,  
hier zündet sich unter schwarzem Himmel  
Zarathustra seine Höhenfeuer an,  
Feuerzeichen für verschlagne Schiffer,  
Fragezeichen für Solche, die Antwort haben...

.....  
Meine Seele selber ist diese Flamme:  
unersättlich nach neuen Fernen  
lodert aufwärts, aufwärts ihre stille Glut.  
Was floh Zarathustra vor Tier und Menschen?

Was entlief er jäh allem festen Lande?  
*Sechs* Einsamkeiten kennt er schon —,  
aber das Meer selbst war nicht genug ihm  
einsam,  
die Insel ließ ihn steigen, auf dem Berg wurde  
er zur Flamme,  
nach einer *siebenten* Einsamkeit  
wirft er suchend jetzt die Angel über sein  
Haupt.

Verschlagene Schiffer! Trümmer alter Sterne!  
Ihr Meere der Zukunft! Unausgeforschte  
Himmel!  
nach allem Einsamen werfe ich jetzt die  
Angel:  
gebt Antwort auf die Ungeduld der Flamme,  
fangt mir, dem Fischer auf hohen Bergen,  
meine siebente *letzte* Einsamkeit! — —“

Im September 1886 sahen die Bewohner von San Lorenzo della Costa, von Ruta, Camogli und die Hirten, die das Vieh in diesen Gegenden der Halbinsel von Portofino weideten, in der Dämmerung mächtige Leuchfeuer auf den steinigen Höhen aufflammen.



Man wußte nicht, welcher Unermüdliche soviel Reisig und dürres Heidekraut zusammengetragen haben mochte. Zarathustra war es gewesen, der die weithin sichtbaren Feuer als seinen letzten Ruf, als das erhabenste der „Zeichen“ hatte zum Himmel emporlodern lassen. Oder der geheimnisvolle Wanderer drang im Valle Christi bis zur Klosterruine vor, aus deren Glockenturm Blumen sproßten, als umschlinge ein allzu sanfter, liebevoller Tod dies alte Gemäuer. „Man büßt es teuer, unsterblich zu sein; man stirbt dafür mehrere Male bei Lebzeiten.“ (*Ecce homo*). Auf der Suche nach einer „antichristlichen Gegend“ stieß Nietzsche stets auf solche Trümmer Gottes und lächelte stillvergnügt. Er hatte dies „stirb und werde!“ durch Wagner erlebt, durch Lou Salomé, durch die allgemeine Verständnislosigkeit, die man ihm entgegenbrachte, durch seine Freundschaften wie durch seine Liebesbeziehungen, und nun lachte er, da er sich unsterblich dünkte; unsterblich um den Preis, einsam und unverstanden zu sein. Unsterblicher als Dante, als Shakespeare und Goethe. Dieser Wahn be-

mächtigte sich seiner, trieb seinen Stolz zum Äußersten. „Daß ein Goethe, ein Shakespeare nicht einen Augenblick in dieser ungeheuren Leidenschaft und Höhe zu atmen wissen würde, daß Dante, gegen Zarathustra gehalten, bloß ein Gläubiger ist und nicht einer, der die Wahrheit erst *schafft*, ein *weltregierender* Geist, ein Schicksal —, daß die Dichter des Veda Priester sind und nicht einmal würdig, die Schuhsohlen eines Zarathustra zu lösen, das ist alles das wenigste und gibt keinen Begriff von der Distanz, von der *azurnen* Einsamkeit, in der dies Werk lebt.“

Kurz, wir haben einen Menschen vor uns, der sich zu bekennen wagt, der, einzig auf Wahrheit bedacht, Bücher schreibt, die jede sonst als menschlich gütig und ‚ideal‘ gewertete Haltung ausschließen; einen Menschen, der kein im herkömmlichen Sinne neues Ideal, sondern ein Gegenideal aufstellt. Nietzsche hatte erkannt, daß allein der Schmerz (der *überwundene* Schmerz) uns von der Notwendigkeit der Bejahung des Daseins überzeugen könne, und daß der Geist das einzige Gegengift für die Verzweiflung sei. „*Amor*

*fati*: das ist meine innerste Natur... Erst der große Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des *großen Verdachts*...“, und dieser Verdacht blieb angesichts der verschleiern den Täuschungen der Natur unerläßlich. Nietzsche mußte sich durch geistige Wandlungen erst häuten, mußte verleugnen, sich mühselig durchringen bis zur siebenten Einsamkeit, um seine letzte Philosophie, die der „Umwertung aller Werte“, zu rechtfertigen. Auf eine Verherrlichung des *Willens zur Macht* lief letzten Endes alles hinaus, wollte man in der über der alten Welt aufdämmernden neuen Morgenröte einen angemessenen Beweggrund zur Bejahung des Daseins entdecken.

In wenigen trefflichen Sätzen charakterisiert Nietzsche, der *gute Europäer*, den „nationalen Genius“ der einzelnen Völker, deren Kulturen er ergründet hatte, um des Versuches willen, zur Verjüngung und Veredelung des alternden menschlichen Weinstockes eine unvergleichliche Rebe zu züchten:

„Der *englische* Genius vergrößert und vernatürlicht alles, was er empfängt;

der *französische* verdünnt, vereinfacht, logisiert, putzt auf;

der *deutsche* vermischt, vermittelt, verwickelt, vermoralisiert;

der *italienische* hat bei weitem den freiesten und feinsten Gebrauch vom Entlehnten gemacht und hundertmal mehr hineinsteckt als herausgezogen: als der *reichste* Genius, der am meisten zu verschenken hatte.“

Anläßlich kritischer Aufzeichnungen zum Thema „Modernität“ gab er vor vierzig Jahren schon alle ihre uns heute so drastisch offenbar gewordenen Kennzeichen an: „*Überreichliche Entwicklung der Zwischengebilde; Verkümmerung der Typen; Abbruch der Traditionen, Schulen; die Überherrschaft der Instinkte* (philosophisch vorbereitet: das Unbewußte *mehr wert*) nach eingetretener *Schwächung der Willenskraft*, des Wollens von Zweck und Mittel... Das Übergewicht der *Händler und Zwischenhändler*, auch im Geistigsten: der Literat, der ‚Vertreter‘, der Historiker (als Verquicker des Vergangenen und Gegenwärtigen), der Exotiker und Kosmopolit, die Zwischenpersonen zwischen Natur-

wissenschaft und Philosophie, die Semi-Theologen.“

Obwohl von seinen Freunden und ehemaligen Meistern fast völlig verlassen, fühlte sich Nietzsche unüberwindlicher denn je. Wahrhaft schöpferischen Geistern verleiht die Gewißheit der Berechtigung ihres Schaffen unbesiegbare Kraft. Wenn auch gebrochen, so war er doch siegreich hervorgegangen. Die neuen Vorreden, die er in glücklichster Stimmung im Herbst 1886 zur *Morgenröte* und *Fröhlichen Wissenschaft* schrieb, sind hinreißend in der Diktion. Allem Kranksein, allem „Sinnen-Wirrwarr“, allem „Willen zur Wahrheit um jeden Preis“ und allen Zweifeln glücklich entronnen, sah er alles nunmehr in einem milderen, ironischen Licht. Ihn verlangte nach einer „spöttischen, leichten, flüchtigen, göttlich unbehelligten, göttlich künstlichen Kunst“, nach Heiterkeit in jedem Betracht. Gerade seine Ohnmacht nach außen bewirkte, daß er sich stark fühlte; im Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit fand er zum Menschlichen zurück und dünkte sich

infolge der Härte gegen sich selbst der sanfteste aller Menschen.

Eine alte Engländerin — eines jener bedauernswerten Geschöpfe, die ihr Leiden bald hierhin, bald dorthin verschlägt, und die keine Welle je in einen sicheren Hafen treibt — äußerte einst Nietzsche gegenüber den Wunsch, seine Bücher kennenzulernen. Da er sie jedoch als fromme Natur kannte, bat er inständig, ja fast flehentlich, von dieser Lektüre abzusehen. „Denn“, so erläuterte die Engländerin später lächelnd, „ein so schwaches, kränkliches Wesen, wie ich bin, hätte nach seiner Philosophie eigentlich überhaupt kein Recht zu leben gehabt.“

Er las das „Journal des Goncourt“, machte sich mit Sainte-Beuve, Flaubert, Théophile Gautier, Taine, Renan, Turgenjew vertraut und erklärte sie für Pessimisten, Zyniker, Nihilisten. Alles in allem erkannte er sie zwar als Geistesverwandte an, allein: „Man muß radikaler sein: im Grunde fehlt es bei allen an der Hauptsache — ,la force““. Er las Baudelaire. (Ach, ein Wagnerianer!) Er entdeckte Dostojewski. „Kennen Sie Dostojewski?“ frug

er Peter Gast. „Außer Stendhal hat niemand mir so viel Vergnügen und Überraschung gemacht: ein Psychologe, mit dem ‚ich mich verstehe‘. —“

Erneut bot er Wagner die Stirn. Denn damals hörte er zum ersten und einzigen Male das Vorspiel zu *Parsifal*. Unwiderstehlich von Wagners Zauberei angezogen, begab er sich nach Monte-Carlo, dessen Konzertorchester unter anderem die berühmt gewordene Einleitung zum Bühnenweihfestspiel angekündigt hatte. Welchem inneren Drange gab er hier nach, er, der diese fieberschwangere Musik seit mehr als zehn Jahren bekämpfte und einzig noch harmonisch Ausgeglichenes hören wollte? Man weiß es nicht. Vielleicht beabsichtigte er lediglich, beim Anhören des unheilvoll Auflösenden, Zersetzenden dieser Kunst seinen Protest- und Kampfgeleuten neuen Ansporn zu geben. Oder drängte es ihn jetzt — da Wagner zu den Schatten hinabgestiegen war — ihm nahe zu sein, um jene stumme Zwiesprache mit ihm zu halten, bei der wir geliebten Toten antworten und ihnen leidenschaftlich unser Fühlen bekunden? Wie



dem auch sei, Nietzsche ward tief ergriffen, ja fast überwältigt.

„Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen genau sagen, was ich da *verstand*“, schrieb er am 21. Januar 1887 an Gast. „Abgesehn übrigens von allen unzugehörigen Fragen (wozu solche Musik dienen *kann* oder etwa dienen *soll?*), sondern rein ästhetisch gefragt: hat Wagner je etwas *besser* gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in bezug auf das, was hier gesagt, ausgedrückt, *mitgeteilt* werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis aufs Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als deskriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabener Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebnis, Ereignis der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch ‚höheren Menschen‘ als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von ‚Höhe‘ im erschreckenden Sinne des Wortes, von einem Mitwissen und Durch-



schauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet — und von Mitleiden mit dem, was da geschaut und gerichtet wird. Dergleichen gibt es bei *Dante*, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermütigen Blick der Liebe gemalt hat, als W(agner) mit den letzten Akzenten seines Vorspiels? —“

Welche Sehnsucht spricht aus diesen Zeilen Nietzsches, welches Verlangen nach dem Manne, von dem er sich um der Ehre des Geistes willen hatte scheiden müssen; dessen Erscheinung ihm jedoch insgeheim und trotz alledem Bedürfnis und unersetzlich geblieben war... Hatte Wagner sich nach Nietzsches Abfall vereinsamt gefühlt, so darf wohl bestimmt angenommen werden, daß Nietzsches Herz seitdem für immer verwaist blieb.

Die Monate bis zum Herbst 1887 verbrachte Nietzsche vom April ab zunächst in Cannobio am Lago Maggiore. Dann fuhr er wieder ins Oberengadin und schrieb dort die Streitschrift *Zur Genealogie der Moral* („Jenseits von Gut und Böse“ zur Ergänzung und Ver-

deutlichung beigegeben“). Hierauf reiste er Ende September nach Venedig. Es war aber jenes fröhliche, von Glockenklängen widerhallende, österlich frühlingshafte Venedig von einst nicht mehr, jene große, vom Rauschen der Harmonien Chopins und Gasts erfüllte „Muschel“; jene gepriesene Stadt, die ihm so viele Klänge der eigenen Seele, so viele rhythmischen Geheimnisse des Tonfalls, der Wortbildungen und Satzgefüge erschlossen. Das Venedig dieses Herbstes war ein Venedig des Umherschlenderns und Aufzeichnens. Nietzsche erholte und sammelte sich im Hinblick auf sein Hauptwerk, den *Willen zur Macht*. Mit Beunruhigung sah Gast seinen jetzt fast erblindeten Meister in furchtbarer, tragischer Einsamkeit stundenlang in irgendeinem der bescheidensten Straßencafés sitzen, tief in Gedanken versunken. Würde er noch lange genug leben, sein Werk zu vollenden, seinen *Parsifal* zu schreiben? Hier in Venedig, in nächster Nähe, am Canal Grande, war Wagner gestorben. Und Nietzsche, konnte er nicht zusammenbrechen, „mundtot“ sein, ehe er Zeit gehabt, sein Herzblut zu spenden? In

Venedig gedenkt man aller ‚Berühmtheiten‘, die im Laufe der Jahrhunderte hier weilten und auf dem Markusplatze an den Tischchen der Eishändler saßen; aller der Dichter, Musiker, Maler, Liebenden und vom Glücke Begünstigten. Kaum jemand aber denkt an den armen, makellosen Philosophen — makellos wie das Genie, würde Baudelaire sagen — den bei aller Anspruchslosigkeit fast etwas dandyhaft erscheinenden, zu wenig schönen Verkannten, der sein undurchdringliches Innenleben führte.

Noch nie hatte er sich so ermattet gefühlt. Eine „förmliche *décadence*“ war bei ihm „ausgebrochen“. Kein Echo ward ihm aus der weiten Welt. Noch immer blieb Musik der einzige Trost, denn im Innersten fühlte sich Nietzsche als alter, verirrter „Musikant“. Er bekannte Gast: „Es ist nämlich kein Zweifel, daß ich im alleruntersten Grunde *die* Musik *machen können* möchte, die Sie machen — und daß ich meine eigne Musik (Bücher eingerechnet) immer nur gemacht habe *faute de mieux*...“ Und wer waren Nietzsches Leser? Wiederum Musiker: der Hofkapellmeister

Felix Mottl, Hans von Bülow, Brahms, Gast; ferner einige Gelehrte und Freunde, wie Rohde und Overbeck, möglicherweise auch Jacob Burckhardt. Rechnete er nach, dann ergab sich folgendes: er war dreiundvierzig und hatte fünfzehn Bücher veröffentlicht; seit drei Jahren ließ er auf eigene Kosten drucken; „*kein* Honorar, wie sich von selbst versteht —“; vom letzten Buche waren rund hundert Exemplare verkauft worden, und jetzt stand es faktisch so, daß niemand neue Schriften von ihm überhaupt noch verlegen *wollte*, nicht einmal bei Honorarverzicht. Wie hätte man auch ahnen können, dieser närrische Kauz sei einer der hervorragendsten Künstlergeister, die je geboren worden?

Aus einem Notizbuch Nietzsches (November 1887):

„*Das vollkommene Buch*. Zu erwägen: ... Die Form, der Stil. — Ein *idealer Monolog*. Alles Gelehrtenhafte aufgesaugt in der Tiefe. — Alle Akzente der tiefen Leidenschaft, Sorge, auch der Schwächen, Milderungen; *Sonnenstellen* — das kurze Glück, die sublimen Heiterkeit. — Überwindung der Demonstra-

tion; absolut *persönlich*. Kein ‚ich‘ ... — Eine Art *mémoires*; die abstraktesten Dinge am leibhaftesten und blutigsten. — Die ganze Geschichte wie *persönlich erlebt* und *erlitten* (— so allein wird's wahr). — ... Möglichst viel Sichtbares, Bestimmtes, Beispielsweises, aber Vorsicht vor Gegenwärtigem. — Vermeiden ... aller Worte, worin eine Selbst-in-Szenesetzung liegen könnte. — Nicht ‚Beschreibung‘; alle Probleme ins *Gefühl* übersetzt, bis zur Passion. — ... Sämtliche *Zustände der geistigsten Menschen* darstellen ...“

Prachtvoll! Er erweist sich als unser Lehrmeister, der närrische Unvergleichliche! Er eilte seiner Zeit tatsächlich um etwa fünfzig Jahre voraus. Fordern wir heute nicht auch, daß eine Fabel durchweg *persönlich erlebt* und *erlitten* werde? Nietzsche bereits ein Vertreter des Prinzips unserer romanhaften Biographien; ein Künstler, der schon damals dem Grundsatz huldigte, alle Probleme ins Gefühl zu übersetzen! Die Achtung ‚seriöser‘ Leute sollte er dadurch freilich einbüßen. War unser Philosoph im Grunde nicht vornehmlich — Dichter? Nach Übersendung der

Streitschrift *Zur Genealogie der Moral* an Erwin Rohde schrieben sich die beiden Jugendfreunde nicht mehr.

Nietzsche kehrte nach Nizza zurück. Erneut vertiefte er sich in die Arbeit, war „schwermütig und noch nicht aus der vehementen Schwingung“ der letzten Jahre heraus. Es gab Nächte, in denen er sich „auf eine vollkommen demütigende Weise“ nicht mehr aushielt... „Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin. —“ Jedoch: alles blieb zu tun und zu sagen; folglich mußte man durchhalten. Das Hauptwerk war erst in den Grundzügen skizziert, ein Versprechen, und ohne den Gedanken an die Musik kaum durchführbar. „Sie macht mich von mir los, sie ernüchtert mich von mir, wie als ob ich mich ganz von ferne her überblickte, überfühlte; sie verstärkt mich dabei, und jedesmal kommt hinter einem Abend Musik (— ich habe viermal ‚Carmen‘ gehört) ein Morgen voll resoluter Einsichten und Einfälle. Das ist sehr wunderlich. Es ist, als ob ich in einem *natürlicheren* Elemente gebadet hätte. Das

Leben ohne Musik ist einfach ein Irrtum, eine Strapaze, ein Exil.“ (Brief an Peter Gast).

So begann das Jahr 1888. Nietzsches Aufzeichnungen zu seinem letzten, umfangreichen Werke vermehrten sich rasch um Hunderte von Blättern. Der Motor des Geistes arbeitete zwar mit höchster Tourenzahl, allein das zu Treibende kam nicht wunschgemäß in Gang. Andere Mittel und Wege mußten daher gefunden, ein neuer Himmelstrich erprobt werden. Wiederum sollte es nach Italien gehen. „Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich *schönen* Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens ziemlich aufrechterhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele“, schrieb er am 31. März. Zwei Tage später fuhr er nach Turin.

Es ward eine absurde, mißliche und doch drollige Reise: Nietzsche stieg in Savona versehentlich in den falschen Zug um, in einen Wagen nach Genua. „Glauben Sie ja nicht“, berichtete er, „daß ich dahin habe reisen wollen. Nur mein Koffer hatte die ursprüngliche Intention nach Turin festgehalten; wir andern, nämlich mein Handgepäck und ich, gin-



gen in verschiedenen Richtungen auseinander.“ So sah er denn gegen alle Absicht die Stadt des Columbus wieder, die Stadt, in der man den Mut nicht mehr hatte, „feige zu sein“. Dieser unverhoffte Aufenthalt stimmte Nietzsche von Herzen dankbar. Genua war seiner Vergangenheit, der er Achtung schuldete, innig verbunden, einem harten Schicksal des Einsamseins. „Geht man aus (dieser Stadt) heraus, so ist man auch jedesmal aus sich herausgegangen.“ Ganz erschöpft langte er schließlich in Turin an. Hier gefiel es ihm jedoch so gut, daß er sich schnell erholte. Die schnurgeraden Straßen, der grandiose Palazzo Carignano, die Arkaden, Anlagen und Gärten, all dies atmete eine wohltuende aristokratische Ruhe, bewies die erlesenste, einer Residenz des XVII. Jahrhunderts würdige Geschmacksicherheit. Die fürstlichen Alleen, der vornehme Palaststil und die gesittete Bevölkerung schmeichelten Nietzsches Sinn für Rangordnung. Die Cafés strahlten von Licht, Gold und Marmor. Im Adreßbuch stellte er zwölf Theater, eine Accademia filarmonica, eine Unmenge Lehrkräfte für alle Instru-



mente sowie die Namen von einundzwanzig Komponisten fest. „Moral: beinahe ein *Musik-Ort!*“ Vorzügliche Buchhandlungen gab es hier, ausgezeichnete Trattorien; jede Mahlzeit mit Trinkgeld 1.25 Lire, das Kännchen Kaffee 20, Eis, „höchste Kultur“, 30 Centesimi. Und was die Luft betraf, sie kam direkt von den schneebedeckten Alpen. Leicht und beschwingt ging unser Blinder umher, richtete sich stolz wieder auf in der abgetragenen Kleidung. Alle Mattigkeit war verschwunden. Wie unbeschwert ließ sich hier denken und schreiben! Überall behandelte man Nietzsche äußerst zuvorkommend, hielt ihn für einen deutschen Offizier. „Wenn man hier heimisch ist“, schrieb er, „wird man *König* von Italien...“ Allein, wo ward Nietzsche je heimisch? Stets sann er im Leben auf Abreise, wenig bekümmert darum, daß man für immer einst einlief. Doch bald sollte die Schraube stoppen: schon war der Hafen in Sicht.



X

TURINER ERLEUCHTUNGEN



---

Wagner hatte drei Jünger gehabt. Nur drei, aber drei Künstler, drei Dichter, und — brachte er nicht allen dreien Unglück? Armer Richard! Eine Ballade ließe sich darauf dichten: ‚Die Ballade von Richard, dem enttäuschten Zauberer‘ oder ‚Die Ballade von Richard und den drei Narren‘. Nietzsche lächelte insgeheim, denn er sagte sich, einer dieser drei Jünger würde wenigstens die andern rächen.

Da war zunächst Baudelaire gewesen. Wagner hatte ihm 1861 nach einem in der ‚Revue européenne‘ erschienenen, berühmt gewordenen Aufsatz über ‚Tannhäuser‘ einen bewunderungswürdigen Dankesbrief gesandt. Nietzsche fand diesen Brief in einem Bande ‚Nachgelassener Werke‘ Baudelaires und schrieb ihn lückenlos für Peter Gast ab. Er lautet:

*„Mon cher Monsieur Baudelaire, j'étais plusieurs fois chez vous sans vous trouver. Vous croirez bien, combien je suis désireux de vous dire quelle immense satisfaction vous m'avez préparée par votre article qui m'honore et qui m'encourage plus que tout ce qu'on a jamais dit sur mon pauvre talent. Ne serait-il pas possible de vous dire bientôt, à haute voix, comment je m'ai senti enivré en lisant ces belles pages qui me racontaient — comme le fait le meilleur poème — les impressions que je me dois vanter d'avoir produites sur une organisation si supérieure que la vôtre? Soyez mille fois remercié de ce bienfait que vous m'avez procuré, et croyez-moi bien fier de vous pouvoir nommer ami. — A bientôt, n'est-ce pas?*

*Tout à vous*

*Richard Wagner.*“

Nietzsche erklärte: „... Der Brief ist rührend, obschon in miserablen Französisch“, und fügte hinzu: „Einen Brief dieser Art Dankbarkeit und selbst Enthusiasmus hat, wenn mich nicht alles trügt, Wagner nur noch

einmal geschrieben: nach dem Empfang der ‚Geburt der Tragödie‘.“ Gewiß, Friedrich Nietzsche hatte genau zehn Jahre nach Baudelaire einen ähnlichen bekommen. Und Baudelaire war infolge progressiver Paralyse im Wahnsinn gestorben. Wenn man damals dem kranken Dichter „nur Wagners Namen nannte, ‚il a souri d’allégresse‘“, erinnerte sich Nietzsche.

Dann war da König Ludwig II. gewesen. Auch ihn hatte der Zaubergewaltige und große Kunstvermischer auf dem Gewissen, hatte seinen Untergang heraufbeschworen, beschleunigt, den jungen Herrscher in seinem Größenwahn bestärkt (wie Jupiter einst denen Wahnsinn sandte, die er verderben wollte). Und heute? Ludwig II. war tot. Vor bald zwei Jahren hatte er sich ertränkt, wahnsinnig geworden wie Baudelaire, aus Einsamkeit, Verzweiflung, übersteigertem Majestätsbewußtsein und über Projekten, die sich nicht hatten verwirklichen lassen. Vielleicht war er dem Unvermögen erlegen, seinem Dichten befreienden Ausdruck zu verleihen.

Blieb der letzte Jünger, der dritte Schächer, der berüchtigte Abtrünnige. Ah, er mußte den beiden Leidensgefährten zu Hilfe kommen, er, „der *einzig* deutsche Schriftsteller“. Sie sollten geschrieben werden, die Streitschriften: *Der Fall Wagner*, die *Götzendämmerung*, *Der Antichrist!* Mit einem Schlage würde er sich dadurch beider entledigen, die ihn allüberall beschattet, ihm alle Lebenswärme und Sonne geraubt hatten, sie, die Nietzsche einmal die großen Erotiker des Ideals nennt: der aus Nazareth und der Bayreuther.

Im Grunde jedoch war er heiter gestimmt. Tag für Tag wurden „*Werte umgewertet*“, eine freilich recht ernste, trockene Beschäftigung. Zum Ausgleich widmete Nietzsche seine Abende der Erholung. Er besuchte Cafés, Vorstellungen von *Carmen* (noch immer und immer wieder), erging sich in den vornehmen, prächtigen Straßen Turins. Auch gab es erfreuliche Nachrichten: Georg Brandes hielt an der Universität Kopenhagen vor über dreihundert Hörern einen Vorlesungszyklus „om den tyzke Filosof Friedrich Nietz-



sche“ ab. Der Brief eines Bewunderers aus New-York verhiess einen größeren kritischen Beitrag über Nietzsches Schaffen in einer ersten amerikanischen Revue. Außerdem: die Augen und Nerven des Philosophen fühlten sich in diesem beruhigenden Turin verhältnismäßig wohl. Mitunter kam es ihn gar an, daß er sang. Er verfaßte drollige Verse, denn, da er ernst zu sein Grund hatte, gab es „eine gewisse *Fatalität* und Unvermeidbarkeit zur *Heiterkeit*. Ungefähr wie bei einem Begräbnis...“

Mitte Juni fuhr er abermals nach Sils-Maria, wo er den *Fall Wagner* beendete, in wenigen Wochen die *Götzendämmerung* und den *Antichrist* niederschrieb. Drei höchst bedeutende, zum Verständnis Nietzsches unerläßliche Schriften, die im wesentlichen nicht als Ausfluß des Hasses, sondern als notwendiges Zuendeführen gewisser Gedankenreihen zu werten sind. Mag es sich daneben immerhin um Rache an Wagner handeln. In der Hauptsache dienen diese Streitschriften jedenfalls der Rechtfertigung des von Nietzsche seit zwanzig Jahren aufgeführten riesenhaften

Gedankenbaues. Der Dichterphilosoph litt am Schicksal der Musik wie an einer offenen Wunde, denn Wagners Stilauflösung hatte die Weiterentwicklung in falsche Bahnen gelenkt, die Musik „um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht“. Schmerzverkrampft war sie jetzt, düster, eine wahre „Décadence-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos“. Mit aller Deutlichkeit mußten diese Dinge ausgesprochen, mußte erneut auf sie hingewiesen werden, um jedes der bereits aufgetauchten und etwa noch möglichen Mißverständnisse über die Ursachen des Bruches mit Wagner künftig auszuschließen. Darauf galt es also zurückzukommen, sich nochmals damit auseinanderzusetzen, sich abermals zu rechtfertigen. „Im Handumdrehen hätte ich daran zu Grunde gehn können; ich bin nicht grob genug dazu, um mich von Menschen trennen zu *können*, die ich geliebt habe. Aber es ist geschehn: und ich lebe noch. —“

Mit Recht erklärt Charles Andler, Nietzsches Kritik des europäisch romantischen Geistes, als dessen machtvoller Teilexponent Wagner zu gelten habe, könne nur im Lichte

der philosophischen Gesamtanschauung Nietzsches beurteilt werden. Nietzsche sei der Spätromantik zu wesensverwandt, um sie berechtigterweise gänzlich zu verdammen, und neige andererseits dem unverfälschtesten französischen Klassizismus zu, so daß er vielleicht die reinste Synthese klassischer und romantischer Kunstanschauung darstelle. — Indessen, wahrscheinlich hat Nietzsche sich keine Rechenschaft hierüber abgelegt. Überreizt, fieberhaft erregt und krank, holte er zum letzten Schlage aus, um sich noch einmal mit allem Nachdruck zu bejahen. Mitunter arbeitete er jetzt sogar nachts und fand mit unvergleichlicher, ungeahnter Hellsicht des Geistes sofort den glücklichsten Ausdruck. Um zwei Uhr morgens, wenn sein Hauswirt Durisch zur Genssenjagd aufbrach, saß er bisweilen noch (oder schon wieder) am Schreibtisch. „Wer weiß, vielleicht war ich auch auf der Genssenjagd“, äußerte er. Dem greisen Richard stellte er nach, dessen „Heroinnen samt und sonders, sobald man nur erst den heroischen Balg abgestreift hat, zum Verwechseln Madame Bovary ähnlich sehn!“

In ganz kurzer Zeit schrieb er den *Anti-christ* nieder. Mißverstehen wir nicht: dies herrliche erste Buch der „Umwertung“ wendet sich keineswegs gegen Jesus und dessen Lehre, wohl aber gegen die Interpreten, die Priester. Vielleicht hat kein Denker, ja selbst Dichter je Christus so tief begriffen wie Nietzsche. Denn die zum Teil widerspruchsvolle und verstümmelte „Überlieferung“ läßt uns das wahre Antlitz des Galiläers kaum noch erkennen, „dessen Erscheinung wie ein Buddha auf einem sehr wenig indischen Boden anmutet“. Nietzsche sah in Jesus einen „großen Symbolisten“, den „frohen Botschafter“, nicht jenen entstellten „Décadence-Typus“ seiner Ausleger und Ausbeuter, angesichts dessen es eines Dostojewski bedürfte, um uns vor Augen zu führen, wie Christi wundervolle, reine Lehre durch sie verfälscht und vergrößert wurde. Sie waren es, denen der Schmerz und der Begriff der Sünde unentbehrlich wurde, und zwar deshalb, weil sie davon lebten, daß andere sündigten. Sie hatten aus dem Leiden ihren Broterwerb und ihren Seelenfang gemacht. Wie hätten

sie den Glauben dulden können, das wahre, das ewige Leben sei *gefunden*; man habe nicht mehr nötig, es sich verheißen, sich darauf vertrösten zu lassen (bei moralischem Gehorsam und der Bereitwilligkeit zu geldlichen Opfern), sondern es sei da, gegenwärtig als Reich Gottes *in uns*? Die ersten Jünger übersetzten die ihnen unbegreifliche Erscheinung Jesu, dies „ganz in Symbolen und Unfaßlichkeiten schwimmende Sein“ zunächst in die „eigne Krudität“, um überhaupt etwas davon zu verstehen. Und alle folgenden liehen dem ursprünglichen Typus Jesu mehr und mehr die ihren Interessen dienenden oder ihrer eigenen Gottähnlichkeit entsprechenden Züge. Christus dagegen hatte nur in Gleichnissen geredet, die Gotteskindschaft gelehrt. Sein Glaube -- „gleichsam eine ins Geistige zurückgetretene Kindlichkeit“ -- war ein lebendiger Glaube gewesen, frei von Tadel und Zorn, jeden Augenblick sein eigenes Wunder, sein eigener Lohn. Dieser Glaube bedurfte keiner Formeln, keines Ritus, nicht einmal des Gebetes, wohl aber einer neuen „Praktik“. Christus verwarf die jüdischen Be-

griffe: Schuld, Strafe und Lohn, verwarf Dogmen überhaupt, worauf gerade die Theologen des Abendlandes ihr Lehrgebäude gründeten. Er predigte keine an Bedingungen geknüpfte, künftige „Seligkeit“, keinen neuen Glauben, sondern einen neuen Lebenswandel, einen Wandel in Liebe. Liebe aber forderte niemals Lohn. Und Nietzsche formuliert bewunderungswürdig: „Das ‚Himmelreich‘ ist ein Zustand des Herzens.“

So dachte unser Antichrist. Haben wir nicht Grund, ihn für recht christlich gesinnt zu halten? Christlich freilich nicht in kirchlichem, bestimmt aber in Jesu Sinne. Jener Ausspruch von Frank Harris über Oscar Wilde ließe sich trefflich auf Nietzsche beziehen: „Es war diesem unzeitgemäßen Griechen nicht möglich, nach Art eines Jüngers Jesu zu leben.“ Und doch atmet sein *Antichrist* mitunter auch wiederum den lautersten Geist des Evangeliums. Nietzsches Leben war gleichfalls von ihm erfüllt. Wechselweise bedingt hier innerlich eines das andere. Es kommt eben nicht auf theoretische Erwägungen, sondern auf die „Praktik“ des täglichen

Lebens an. Durch sie aber rückt unser großer Weiser einem Franz von Assisi nahe. Sätze wie die folgenden können wir einzig aus dem Munde eines dieser beiden vernehmen: „Das ‚Reich Gottes‘ ist nichts, das man erwartet; es hat kein Gestern und kein Übermorgen, es kommt nicht in ‚tausend Jahren‘, — es ist eine Erfahrung an einem Herzen; es ist überall da, es ist nirgends da...“ Und: „*Nicht* sich wehren, *nicht* zürnen, *nicht* verantwortlichemachen... Sondern auch nicht dem Bösen widerstehen — ihn *lieben*...“

Tolstoi taucht plötzlich vor unseren Blicken auf. Ich wies jedoch bereits darauf hin, was diesen rüstigen Herrn und Knecht seiner Scholle von dem gebrechlichen „Edelmenschen“ Nietzsche trennt. Die Krankheit riß zwischen den beiden Zeitgenossen einen geistig unüberbrückbaren Abgrund auf. Stets verriet der unstäte Blick des Gesunden Todesfurcht; die feingegliederte Hand des Kranken dagegen verlangte sehnsüchtig nach dem Leben, nach Liebe, und zwar nach einer durch Krankheit gesteigerten Liebe, weil sie allein das äußerste an dionysischem Rausch



vermitteln konnte. Trunkenheit, Ekstase, Epilepsie, Wahnsinn, dies alles umschließt das tiefe Geheimnis des schöpferischen Geistes.

Ich scheue mich keineswegs, nochmals zu betonen, daß Nietzsche Christus tiefer geliebt und verstanden hat als alle modernen Gelehrten. Dies trifft selbst dann zu, wenn wir annehmen müßten — wie Gide glauben soll — Jesus habe Nietzsches eifernden Neid erregt. Bewunderung kann solche Gefühle erzeugen; fast stets jedoch zeitigt sie die Liebe, ein Übermaß an Liebe. Nietzsches Haß galt nur den Christen, denn sie hatten die Worte des Meisters verfälscht, hatten nicht begriffen, *wofür* er gestorben war, der „heilige Anarchist“. „Er starb für *seine* Schuld — es fehlt jeder Grund dafür ... daß er für die Schuld anderer starb.“ Einzig an die wahnwitzige Idee des Schuldopfers klammerten sie sich an, anstatt durch völlige Befreiung des Geistes Christi Beispiel zu folgen und Überlegenheit über „das am meisten unevangelische Gefühl, die *Rache*“, zu beweisen. Dadurch wurde der Sinn des Todes Christi für immer entstellt. Und Paulus sollte diese mißdeutete Auffas-



sung, „diese *Unzucht* von Auffassung“ dahin logisieren: „Wenn Christus nicht auferstanden ist von den Toten, so ist unser Glaube eitel.“ Das *Leben* des Erlösers galt diesem „Gegensatztypus zum ‚frohen Botschafter‘“ nichts. Er brauchte seinen *Tod*. Was nach Paulus’ Doktrin sich als christliche Lebensübung ergab, war des Ideales bar, eine billige Glückseligkeitsmoral, etwas Niederträchtiges angesichts wahrhaft menschlicher Größe, die darin bestand, daß man das Unglück auf sich nahm, es begreifen, bejahen und überwinden lernte. „Man sieht, *was* mit dem Tode am Kreuz zu Ende war: ein neuer, ein durchaus ursprünglicher Ansatz... zu einem tatsächlichen, *nicht* bloß verheißenen *Glück auf Erden*.“ Und Nietzsche schrieb die furchtbarste, verzweifeltste Anklage gegen das Christentum nieder: „Das ‚Evangelium‘ *starb* am Kreuz.“



XI

DER GEKREUZIGTE DIONYSOS



---

Nietzsche kehrte gegen Ende September nach Turin zurück und bezog sein kleines Zimmer bei dem Zeitungskioskinhaber Davide Fino wieder, der in einem Eckhause, Via Carlo Alberto 6, dem Palazzo Carignano gegenüber, wohnte. Fräulein Fino stellte dem Zimmerherrn ihr Klavier zur Verfügung, der nach getaner Arbeit darauf zu improvisieren pflegte. Mitunter ging er auch in die Buchhandlung Rosenberg & Sellier, blätterte in Neuerscheinungen und plauderte mit den Verkäufern. Abends auf der Terrasse des Cafés sitzend, lauschte er gern der Musik. Die *Mascotte* von Audran fand er „allerliebste“, lief indessen davon, wenn das Orchester Weisen aus dem *Zigeunerbaron* spielte. Die turiner

Luft war köstlich und wohltuend, die Herbsttage und Nächte wundervoll mild. Aber Nietzsche hatte geradezu „Angst im Leibe“ vor dem kommenden Winter und litt unter Frostgefühlen; doch erklärte er, dies habe nur „interne Gründe“. Seit Juni hatte er allerdings nie mehr richtig warm gehabt, und deshalb ließ er sich nun auch dicke, aber elegante Kleidung beim ersten Schneider arbeiten. Allein, so heiter, so „exemplarisch gut gelaunt“ war er trotzdem nie zuvor gewesen. Betrachtete er sich in dem Goldrahmenspiegel seines Hauswirts, dann kam er sich zehn Jahre jünger vor. In Turin nahm man ihn „für etwas sehr Distinguiertes“, schätzte, ja verehrte ihn. Stets brachten die Kellner ihm die besten und größten Bissen. Und mit welchem Appetit er aß! In der „*allerheitersten*“ Verfassung an Seele und Eingeweide“.

Zur Feier seines fünfundvierzigsten Geburtstages begann Nietzsche seine Autobiographie, die Entwicklungsgeschichte seines Denkens: „*Ecce homo. Oder Wie man wird, was man ist.*“ Dies Buch wurde in der Zeit vom 15. Oktober bis 4. November vollständig

niedergeschrieben, in gehobener Stimmung und angesichts einer Herbstlandschaft, die „ein wahres Wunder von Schönheit und Lichtfülle“ darstellte, einen „Claude Lorrain in Permanenz“. Die Stadt bereitete übrigens einen ‚Concorso di bellezza‘ vor. Die Damen der turiner Aristokratie würden sich zu diesem Wettbewerb so hoch wie möglich frisieren lassen, sich schnüren und ihre Kehrseite durch ‚Tournüren‘ entsprechend betonen. Aber: „worin sie sich offenbar aller Welt überlegen fühlen, das ist der *Busento*...“ — Nietzsche ward innerlich so beschwingt, daß er einzig noch das erlesene Genre der pariser Operette liebte und sie mit Audran als „das Paradies aller delikaten und raffinierten Dinge“ pries. Dies Sicheinsetzen für alles Unbeschwerte, Graziöse, gegen Ende seines Lebens, gemahnt mich jener für Stendhal so bezeichnenden Zeilen zu Beginn der Briefe über Metastasio: „Die große Masse achtet die Anmut leicht gering. Alltagsmenschen schätzen in der Regel nur das, was sie ein wenig fürchten.“ Entsann sich Nietzsche des ersten Satzes seiner Ästhetik: „Das Gute ist leicht, alles

Göttliche läuft auf zarten Füßen“? Peter Gast bekannte er: „Der ‚Fall Wagner‘ ist *Operetten-Musik* ... Auch finden Sie (darin) ... vielleicht mehr Inspiration zur ‚Operette‘ als sonstwo ...“ Ferner gestand er: „Vergeben Sie mir, aber deutsch *schreiben* kann ich erst von dem Augenblick an, wo ich mir Pariser als *Leser* denken konnte.“

So gab sich Nietzsche in Stunden der Erholung, der Verfasser des letzten, umwälzendsten und gewaltigsten seiner Bücher, des *Willens zur Macht*. Wir, die wir die Tragödie kennen, die folgen sollte, spähen bereits in Nietzsches teuern Zügen nach den ersten Merkmalen des nahen Zusammenbruchs. Allein, noch ist nichts wahrzunehmen. Nie hatte sich der unermüdlich Arbeitsame geistig so frisch gefühlt, war er so ironisch gestimmt und zu stolzer Verachtung geneigt gewesen; nie hatte er sicherer, energischer das durch die Moral in Verwesung Übergegangene seziiert. Mit dem Geschick eines Chirurgen schnitt, unterband und zerlegte er, um das letztgültig Wahre zu erforschen: das Leben. Die Irrenärzte haben indessen festgestellt,



daß dem Ausbruch des Wahnsinns oft Wochen unerhörter Produktivität des Geistes vorhergehen. Nietzsche arbeitete fieberhaft, als ahnte er, es würde ihm nicht lange mehr vergönnt sein.

An einem Sonntagnachmittag, Anfang Dezember, besuchte er ein Konzert, das ihn im Grunde der stärkste Konzerteindruck seines Lebens dünkte. Er bemerkt jedoch: „mein Gesicht machte fortwährend Grimassen, um über ein extremes Vergnügen hinwegzukommen, eingerechnet, für 10 Minuten die Grimasse der Tränen.“ Das Programm enthielt das *Vorspiel zu Egmont*, Schuberts *Ungarischen Marsch* (von Liszt instrumentiert); hierauf folgte etwas für Streichorchester allein, und zwar von dem Italiener Rossaro („kein sentimentaler Augenblick — ich weiß nicht mehr, was ‚große‘ Namen sind... Vielleicht bleibt das Beste unbekannt“); dann die *Sakuntala-Ouvertüre* von Goldmark, *Cypri-sches Lied* von Renaud de Vilbac, schließlich das Vorspiel *Patrie* von Bizet. — Der begeisterte, der Menge unbekannte, fremde Zuhörer, der in den vergangenen Wochen fünf

Werke vollendet hatte, war abgespannt, zer-  
schlagen und hoffnungsfroh zugleich.

Vor zwei Tagen war *Ecce homo* an den  
Verleger abgegangen. „Es sprengt, wörtlich,  
die *Geschichte* der Menschheit in zwei Stücke  
— höchster Superlativ von *Dynamit* . . .“  
Strindberg hatte geschrieben, desgleichen eine  
russische Prinzeß. Georg Brandes hielt aber-  
mals Vorlesungen über Nietzsches Philoso-  
phie. Nietzsche selbst ging aus diesem Anlaß  
seine eigenen Schriften wieder durch, wobei  
ihm die Haare zu Berge standen. Es schien  
ihm, er verstehe seine Werke überhaupt erst  
seit kurzem und ermesse jetzt erst ihre Trag-  
weite ganz. Und am 16. Dezember, nachdem  
er beschlossen, die Veröffentlichung von *Ecce  
homo* einige Monate hinauszuschieben, be-  
kannte er, seltsam vorahnend, plötzlich: „Ich  
sehe jetzt mitunter nicht ein, wozu ich die  
*tragische* Katastrophe meines Lebens, die mit  
,*Ecce*‘ beginnt, zu sehr beschleunigen sollte.“  
Auch auf folgende Stelle aus einer Nach-  
schrift an Peter Gast könnte noch hingewie-  
sen werden: „Etwas Letztes, *nicht* Letztes:  
alle, die jetzt mit mir zu tun haben, bis zur

Höckerin herab, die mir herrliche Trauben aussucht, sind lauter vollkommen geratene Menschen, sehr artig, heiter, ein wenig fett — selbst die Kellner.“ Allein, sind hierin Anzeichen einer Dementia zu erblicken? Keinenfalls; nichts scheint diese Annahme zu bestätigen. Nicht einmal der Ausdruck kindlicher Freude über einen kurzen Brief von Taine, der Nietzsche den Ausruf abnötigte: „Damit ist der große Panamakanal nach Frankreich hin eröffnet“, ließe wohl einen derartigen Verdacht als gerechtfertigt erscheinen.

Weihnachten war gekommen. Aus dem Café gegenüber drangen späte Klänge in Nietzsches hochgelegenes kleines Zimmer der Via Carlo Alberto, Weisen aus dem ‚Barbier von Sevilla‘. Er lauschte dieser Musik, der letzten, die er bewußt vernahm.

Dann erfüllten plötzlich Stimmen das Dunkel, die Stimmen jener geliebten wie auch der verhaßten Großen: Jesus — Cäsar — Wagner — Dionysos — Zarathustra. Nacht umfing das Gehirn. Allein es war eine mild leuchtende, wundersam versöhnlich stimmende Nacht,

voll lieblicher Träume und namenlos verwirklichter Herrlichkeit. Die stets symbolisch gesehenen Züge derer, die jahrelang das Denken gefördert, traten mit einem Male aus dem Dunkel der Vorstellung, wurden für den unglückseligen Blinden zu Gesichtern von überirdisch blendendem Glanz. Nietzsche lachte, bot seinen Gruß und hieß die Gestalten wechselweise willkommen.

Welch eine Weihnacht in diesem Jahre 1888! Die Allmacht, die Liebe, das Mitleid, die Güte, die Härte, alles, was er geliebt, und alles, was er verdammt hatte, erfüllte zugleich nun seine zerspaltene Seele. Wer zehn Kronen trug, zwanzig Herzen in seinem Busen barg, über alle Weisheit und allen Wahn der Menschheit gebot, wie sollte der sich des eigenen väterlichen Namens entsinnen? Gleichwohl, weder Nietzsches Hauswirt, noch die bedienenden Kellner, noch die Stammgäste des gewohntermaßen besuchten Cafés, sie alle ahnten nicht, daß dieser einsame, stille Fremde vor wenigen Stunden den Verstand verloren hatte. Nietzsche ließ sich Feder und Tinte bringen und begann zu schreiben. So

sollten denn alle, die es anging in der weiten Welt, in der so viele Taube und Blinde ihr Schattendasein führten, Nachricht von dem einzig wahrhaft Lebenden empfangen, dem jedoch sein bürgerlicher Name entfallen war.

Am 28. Dezember schrieb er an Professor Overbeck nach Basel: „— Ich ... arbeite eben an einem *Promemoria* für die europäischen Höfe zum Zwecke einer antideutschen Liga. Ich will das ‚Reich‘ in ein eisernes Hemd einschnüren und zu einem Verzweiflungskrieg provozieren...“

Am 31. sandte er Gast folgende Zeilen:

„— Ah, Freund! *welcher* Augenblick! — Als Ihre Karte kam, *was* tat ich da ... Es war der berühmte Rubicon ...

— Meine Adresse weiß ich nicht mehr: nehmen wir an, daß sie zunächst der Palazzo del Quirinale sein dürfte.“

Sodann an Strindberg, der ihm die Novelle ‚Gewissensqualen‘ übersandt hatte:

„Lieber Herr!

Sie werden die Antwort auf Ihre Novelle in Kürze zu hören bekommen — sie klingt

wie ein Flintenschuß. Ich habe einen Fürstentag nach Rom zusammenbefohlen, ich will den jungen Kaiser füsiliieren lassen. —

Auf Wiedersehen, *denn* wir werden uns wiedersehen. —

*Une seule condition: Divorçons...*

Nietzsche, Cäsar.“

An einem dieser Tage des tragischen Zusammenbruches sah Nietzsche auf der Straße einen rohen Fuhrmann, der auf den Kopf seines Pferdes einschlug. Hätte er lachen und seines Weges gehen sollen, er, der das Mitleiden „als gefährlicher als irgendein Laster“ erkannt hatte? Nietzsche warf sich dem gemarterten Tier an den Hals und umschlang es. Wenige Augenblicke später taumelte er, von einem Gehirnschlag gerührt, zu Boden, und sein Hauswirt, Davide Fino, der herbeieilte, brachte ihn mit großer Mühe in die Wohnung hinauf. Dort lag er zwei Tage in lethargischem Zustand auf dem Sofa, erwachte sodann, allein die Trübung des Geistes sollte sich nicht mehr verlieren. Bald darauf schrieb er erneut Briefe.

An den greisen Jacob Burckhardt in Basel:

„Ich bin Ferdinand von Lesseps ... diesen Herbst bin ich zweimal bei meinem Begräbnis zugegen gewesen ... Ich grüße den Unsterblichen. Mr. Daudet gehört zu den *quarante*.

Astu.“

An Peter Gast:

*„Meinem maestro Pietro.*

*Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich.*

*Der Gekreuzigte.“*

An Cosima Wagner schließlich folgenden ‚Wahnsinnszettel‘ keuschesten Inhalts, ein schwaches Wiederaufleben seines am längsten verwundenen Schmerzes:

„Ariadne, ich liebe Dich.

Dionysos.“

Als das Leichenbegängnis des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan, des Admirals der italienischen Flotte, mit „düsterem Pomp“



stattfand, sah Nietzsche von seinem Fenster aus alle die Offiziere, Würdenträger und Diplomaten sowie den ganzen Hof vorüberziehen. Er glaubte an der Feier seines eigenen Begräbnisses teilzunehmen, mischte sich schleunigst unter die Menschenmenge und versicherte, er sei der Kardinal Antonelli. Hierauf stürzte er auf das benachbarte Postamt, indem er, hin und wieder einem der Vorübergehenden auf die Schulter klopfend, äußerte: „Siamo contenti! Son Dio, ho fatto questa caricatura.“

Alles was er verabscheut und ins Unterbewußtsein verdrängt hatte, brach jetzt hervor. Der beklagenswert Gestrandete kehrte zu seinen Wirtsleuten heim, führte Satyrtänze auf, fiel über das Klavier von Fräulein Fino her und begann ein rasendes Spiel in gräßlichen Dissonanzen. Am 9. Januar traf schließlich Overbeck ein, Nietzsche eilte ihm von seiner Chaiselongue aus entgegen, umarmte ihn heftig und richtete einige Worte auf italienisch an ihn, worauf er in Tränen ausbrach.

Der treubesorgte Freund nahm den Wahn-



sinnigen nach Basel mit, ohne daß dieser nennenswerten Widerstand leistete. Während der Reise, die Nietzsche für immer von seinem geliebten Süden trennen sollte, wurde kaum gesprochen. Auf dieser traurigen Fahrt sang Nietzsche des Nachts einmal jenes Venedig-Gedicht, das er in Turin noch in *Ecce homo* hineingenommen, und Overbeck, der es nicht kannte, lauschte erstaunt den herrlichen Versen und der wundervollen, „völlig eigentümlichen Melodie“.

„An der Brücke stand  
jüngst ich in brauner Nacht.  
Fernher kam Gesang;  
goldener Tropfen quolls  
über die zitternde Fläche weg.  
Gondeln, Lichter, Musik —  
trunken schwamms in die Dämmerung hinaus...

Meine Seele, ein Saitenspiel,  
sang sich, unsichtbar berührt,  
heimlich ein Gondellied dazu,  
zitternd vor bunter Seligkeit.  
— Hörte jemand ihr zu? ...“

Friedrich Nietzsche lebte noch fast zwölf Jahre. Sein Geist gewann jedoch die Kraft nicht zurück. Der Ruhm aber, der dem Denker während seines Schaffens nicht zuteil geworden war, sollte jetzt den gebrochenen Genius verklären. Die Jugend ganz Europas erkannte in Nietzsche einen ihrer großen Lehrmeister, in ihm, der von einem gleich Unerbittlichen wie er selber geschlagen, hinfort schweigsam auf einem Ruhebett lag. Bald konnten Mutter und Schwester in Naumburg die Pflege des Kranken übernehmen. Dann gestattete es der so lange vergebens erwartete Bucherfolg der Werke, in Weimar ein schönes Heim für den Armen zu bauen, der beinahe sein Leben lang nur trostlose ‚Möblierte Zimmer‘ bewohnt hatte; in jenem Weimar, in dem Goethe, Schiller, Herder und Liszt im Glanze ihres Ruhmes gewandelt waren. Die hochgelegene ‚Villa Silberblick‘ wurde Nietzsches würdig eingerichtet. Man umgab ihn mit seinen Büchern, vereinigte hier alle Manuskripte, sammelte verstreute Briefe und Notizen. Von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr hoffte man, die Stunde der Genesung

würde schlagen. Allein diese Stunde schlug nicht. Mitunter jedoch erhellte sich Nietzsches Antlitz.

„Habe ich nicht auch gute Bücher geschrieben?“ frug er einst.

Ein andermal, als er die Schwester in Tränen sah:

„Warum weinst du, meine Schwester? — wir sind doch glücklich!“

Und als man ihm ein Bild Wagners zeigte:

„Den habe ich sehr geliebt.“

Muß man nicht unwillkürlich des gleichfalls geistig umnachteten Baudelaire gedenken, der „erfreut gelächelt“ hatte, da man ihm des Tondichters Bild wies?

Während seines fast zwölfjährigen Hindämmerns waren Nietzsches Züge immer schöner, seine abgemagerten Hände bewunderungswürdig geworden. Er trug eine lange Tunika aus dickem, weißem Stoff, einem Priesterkleide vergleichbar. Befreundete durften ihn sehen. Einer der letzten Besuche, die er im August 1900 empfing, war der jener Freiin von der Pahlen (inzwischen Freifrau

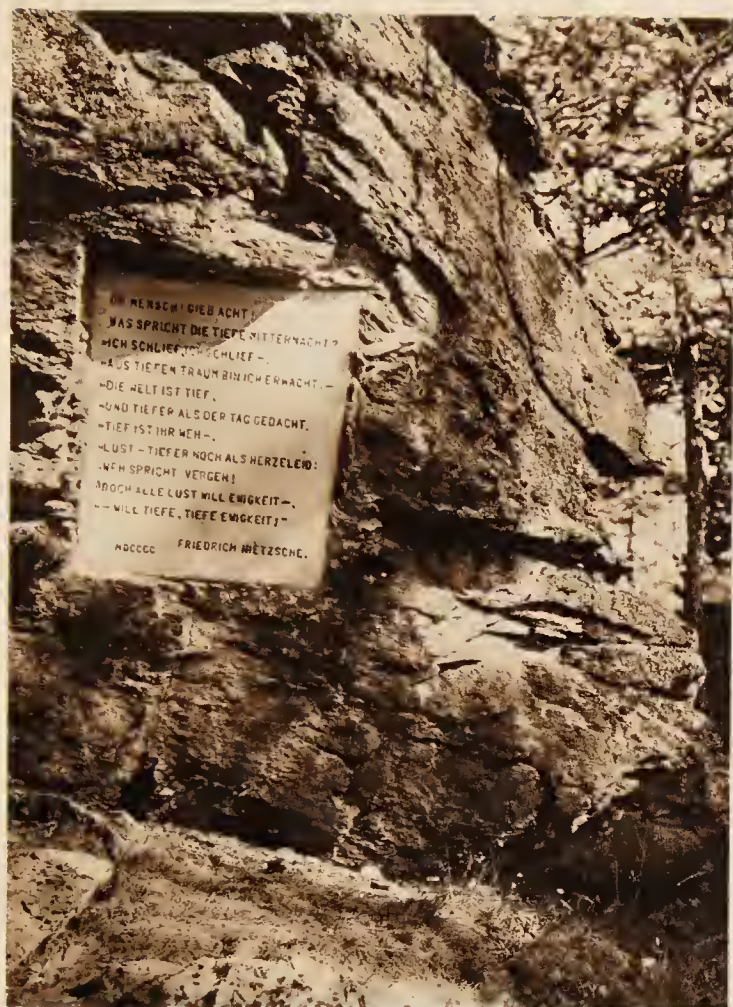
von Ungern-Sternberg geworden), die vor vierundzwanzig Jahren Nietzsches erste Reise nach Oberitalien miterlebt hatte. Erkannte er sie wieder? Mit seinen großen, nicht mehr hinter Gläsern verborgenen Augen sah er sie lange sinnend an, mit einem Blicke, der in die Ferne zu schweifen schien. Auch Peter Gast war zugegen und setzte sich an den Flügel. Nach beendetem Spiele bewegte Nietzsche zum Zeichen des Beifalls die blassen Hände lange, lange gegeneinander. Vielleicht ging Musik ihm am leichtesten ein, diese irrationale, ihm stets so vertraut gewesene — noch immer vertraute — Sprache der Töne. Allein sein niedergebrogener Geist war nimmer imstande, solch aufwühlendem Fühlen in Worten Ausdruck zu leihen.

Am 20. August ward er von einer Erkältung mit Atembeschwerden und Fieber befallen. Nach scheinbarer Besserung erlitt er am 24. während eines furchtbaren Gewitters einen Schlaganfall und sank in sich zusammen. Tief in sein Schweigen verschlossen, verschied Nietzsche am Mittag des folgenden Tages. Ein Herz ohne Makel, dem außer der

Schwester und einem Freunde kein anderes je wahre Liebe geschenkt, hatte zu schlagen aufgehört.

Ich habe dies Sterbezimmer gesehen, dies Bett und das letzte Bildnis des Kranken mit dem weit geöffneten, starr blickenden Auge, als suchte es sich zu erinnern. „Nun heiße ich euch, mich verlieren“, schien es zu sagen, „und euch finden; und erst, wenn ihr mich alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren.“





*Halbinsel Chasté, Nietzsche-Stein*





## I N H A L T

<i>An Paul Valéry</i> . . . . .	7
I. Ein Wanderer und sein Schatten . . .	13
II. Port-Royal von Sorrent . . . . .	27
III. Venezianische Klänge . . . . .	43
IV. Il piccolo santo genovese . . . . .	61
V. Zarathustra in Carmen verliebt . . . .	73
VI. Fräulein Lou auf Naxos . . . . .	89
VII. Die toten Götter und der lebende Prophet	125
VIII. Er kam aus einem unbewohnten Lande	147
IX. „Alle Probleme ins Gefühl übersetzt“ .	161
X. Turiner Erleuchtungen . . . . .	183
XI. Der gekreuzigte Dionysos . . . . .	199

## B I L D B E I G A B E N

Sorrent . . . . .	3
„Ombra di Venezia“ . . . . .	49
Genua, Palazzo Durazzo-Pallavicini (Brogi) . .	65
Tribschen (fot. W. Pleyer, Zürich) . . . . .	113
Sils-Maria, Fextal (fot. E. Meerkämper, Sils) . . . .	129
Eza . . . . .	145
„Die Stadt der hundert Einsamkeiten“ . . .	161
Halbinsel Chasté, Nietzsche-Stein . . . . .	217
(fot. E. Meerkämper, Sils im Engadin)	

Von demselben Verfasser erschienen  
früher in gleicher Ausstattung und zum selben Preis

FRANZ LISZT

Roman des Lebens

---

DER BLAUE KLANG

Friedrich Chopins Leben

---

KÖNIG HAMLET

Ludwig II. von Bayern



GEDRUCKT BEI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG







1.  $X_1$

## Date Due

[illegible]

CAT. NO. 23 233

PRINTED IN U.S.A.

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0435651 5

B3317 .P65

Pourtalès, Guy de  
Amor fati

DATE	ISSUED TO
	142697

ACL  
7140

142697

